

TIBET

Auf geheimnisvollen Pfaden
zu geheimnisvollen Orten

von
Theodor Illion

aus dem Englischen
von
Stefan A. Weber

Edition Neue Perspektiven
(pdf by grummel@grummel.net)

Inhalt

1. EINFÜHRUNG	3
2. VORWORT	4
3. Warum und wie ich verkleidet durch Tibet reiste.....	5
4. Unter gastfreundlichen tibetischen Nomaden	27
5. Unter Räubern	39
6. Die tibetische Zivilisation	48
7. Das seltsame Verhalten der Lamas	61
8. Tibetische Wunder.....	88
9. Ewige Jugend.....	111

1. EINFÜHRUNG

Der Deutsche Theodor Illion war einer der ersten, denen es gelang, ins Landesinnere von Tibet vorzudringen, einem Staat, der seinerzeit ein völlig abgeschottetes Dasein führte. Illion, der die tibetische Sprache fließend beherrschte, verkleidete sich während seines Aufenthaltes als tibetischer Wandermönch um einer Enttarnung als Ausländer zu entgehen, da es keinem Fremden gestattet war, das Land zu betreten.

1932 begann er mit seinen Reisevorbereitungen und verließ zwei Jahre später Deutschland. Nach einigen abenteuerreichen Jahren, in denen er mehrfach sein Leben riskieren mußte und nur knapp dem Tode entrinnen konnte, kehrte er nach Deutschland zurück um sein Buch *Rätselhaftes Tibet* zu schreiben, das 1936 in Hamburg erschien. Schon kurz darauf wurden seine Bücher ins Englische übersetzt und von dem Londoner Verlag Rider & Company unter den Titeln „*In Secret Tibet*“ (1937) und „*Darkness Over Tibet*“ (1938) veröffentlicht.

Im vorliegenden Werk schildert der Autor seine Vorbereitungsmaßnahmen für seine Tibetreise und seine anschließenden Begegnungen mit alten, weisen Eremiten, die er in dem geheimnisvollen und verbotenen Land traf. Im zweiten Band „*Tibet II - eine Brücke zwischen Innenwelt und Außenwelt*“, der in den kommenden Monaten bei uns erscheinen wird, beschreibt der Reisende seine Entdeckung einer unterirdischen Stadt und seine dortigen Erlebnisse. Dies wird für den faszinierten Leser die innere und äußere Fortsetzung dieses wunderbaren Werkes sein.

2. VORWORT

Nicht wenige meiner Anhänger, die meine zahllosen Interviews, die ich in vielen Ländern und Sprachen gegeben habe, mitverfolgt hatten, baten mich darum, ein Buch zu schreiben, da sie mehr erfahren wollten über meine Beobachtungen und Erlebnisse zu der Zeit als ich das spirituelle Leben in Tibet studierte. Dieses Buch wird nun gleichzeitig in mehrere Sprachen übersetzt. Bestimmt ist es für Menschen, die Wissen aus erster Hand wünschen über die fremdartige Mentalität und die unerklärlichen Phänomene in einem der geheimnisvollsten Länder dieser Welt.

Mancher Leser, der in der östlichen Hemisphäre dieses Planeten beheimatet ist, wird verschiedene unangenehme Wahrheiten, die er in meinem Buch vorfindet, zweifelsohne als „westliche“ oder „christliche“ Vorstellungen abtun während viele Leser im Westen glauben werden, mit östlichen Glaubensvorstellungen konfrontiert zu sein. Doch die WAHRHEIT hat weder das Abendland noch das Morgenland für sich gepachtet. Nur der wirklich unvoreingenommene Mensch kann sie erfassen. Ich reiste weder als Christ noch als Buddhist durch Tibet. Ich sah die Dinge dort nicht nur durch die Augen des Wissenschaftlers oder des Philosophen. Ich bemühte mich, das, was ich sah, so vorurteilsfrei wie nur möglich zu betrachten. Ich gehöre weder einer Sekte noch einer Partei noch sonst irgendeiner Gruppierung an.

Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch. Und deshalb spreche ich in diesem Buch als Mensch zu Menschen. Es mag Leser geben, die so viele Einzelheiten wie nur irgend möglich in Erfahrung bringen wollen. Es gibt aber auch andere, die an lebendigen Zusammenhängen interessiert sind, die ihnen den Schlüssel liefern zu dieser wundersamen Welt - einer Welt aus zauberhaften Erscheinungen - einer Welt, die sich im fortwährenden Wandel befindet. Letztere mögen in diesem Werk auf so manchen Hinweis stoßen, der es ihnen erlauben wird, die Geheimnisse Tibets zu ergründen.

THEODOR ILLION

3. Warum und wie ich verkleidet durch Tibet reiste

Tibet, das geheimnisumwobene, einsame „Dach der Welt“ ist noch immer ein Ort, der jedem Fremden die Einreise verwehrt. Die Handelsroute von Yatung nach Gyantse ist der einzige Teil des Landes, der Ausländern zugänglich ist. Tibet birgt viele Geheimnisse in sich. Von seltsamen Dingen, die, wie es scheint, im Gegensatz zu allen bekannten Naturgesetzen stehen, wird immer wieder von den wenigen Reisenden berichtet, denen es vergönnt war, in näheren Kontakt mit dem Land und seinen Einwohnern zu kommen. Nirgendwo gibt es so viele Geheimnisse wie in Tibet. Bevor ich das Land selbst bereiste, fragte ich mich, ob die rätselhaften Begebenheiten, von denen ich durch vergleichsweise vertrauenswürdige Personen erfuhr, (die zweifelsfrei fest davon überzeugt waren, daß sie Zeugen eines außergewöhnlichen Phänomens geworden waren) nicht auf deren bloße Einbildung zurückzuführen waren. Das erste ungewöhnliche Erlebnis, das ich selbst in Tibet hatte, hätte sich so problemlos erklären lassen.

Während ich eine eiskalte Nacht alleine in meinem Zelt verbrachte, wurde ich plötzlich von markerschütternden Schmerzensschreien aus dem Schlaf gerissen, die mich an die Schreie eines Menschen erinnerten, der mit dem Tode ringt, aber dennoch nicht von einer menschlichen Stimme zu stammen schienen. Das Schreien kam von einem Ort her, der höchstens vierzig bis fünfzig Meter von meinem Zelt entfernt lag. Ich sah hinaus. Es war eine jener klaren tibetischen Nächte. Der Boden war von Salzkrusten bedeckt, die das Mondlicht reflektierten. Ich hatte mein Zelt an einer sanften Anhöhe aufgeschlagen, von der aus ich die Umgebung ungehindert überblicken konnte. Kein Mensch oder Tier konnte sich in einem Umkreis von mehreren hundert Metern verbergen ohne daß ich es bemerkte. Trotzdem war nichts zu erkennen. Ich schlief wieder ein. Zehn Minuten später ertönte erneut der selbe schrille und menschenstimmenähnliche Schmerzensschrei. Diesmal suchte ich den Himmel ab. Kein Vogel war im Mondlicht zu sehen und natürlich hätte ein kleiner Vogel auch niemals die Kraft besessen, einen solch ohrenbetäubenden Schrei auszustoßen. Als das Schreien zum dritten Mal einsetzte, stürzte ich aus meinem Zelt hinaus in die Richtung, aus der die mysteriöse,

geisterhafte Stimme kam. Und wieder war ich verblüfft. Nachdem ich zu meinem Zelt zurückgekehrt war, hörte ich eine Stimme, die jetzt etwas anders klang, eher höhnisch, ja sogar triumphierend - so als würde sich jemand einen Scherz mit meiner Hilflosigkeit machen. Am darauf folgenden Morgen untersuchte ich die Umgebung in der Hoffnung auf Fußspuren zu stoßen. Ich fand nichts! Die einzigen Fußspuren, die ich vorfand, waren meine eigenen, darunter auch diejenigen, die ich während meiner nächtlichen Suche hinterlassen hatte.

Wer Tibet und seine vielen Geheimnisse wirklich intensiv erforschen will, muß auf Bequemlichkeiten, die ein Mensch weißer Hautfarbe für ein absolutes Muß hält, verzichten können. Für eine bestimmte Dauer bleibt es ihm nicht erspart, sich den tibetischen Verhältnissen anzupassen, der Armut, dem Schmutz und dem tibetischen Lebensstandard mit seinem daraus resultierenden Mangel an Komfort. In vielen Fällen wird der weiße Eindringling schlechter dran sein als die Tibeter selbst. Doch die Aussicht auf tiefere Erkenntnisse über das geheimnisvollste Land der Welt rechtfertigt ein solches Unterfangen.

Ich hatte erfahren, daß es in Tibet einige Männer geben solle, deren Alter auf sechshundert, neunhundert oder sogar tausend Jahre geschätzt wird. Sollte dies tatsächlich wahr sein? Wie würden solche altehrwürdigen Herren wohl aussehen? Lieben sie das Leben so sehr, daß sie ein so hohes Alter erreichen? Würden sie mich verlegen ansehen, wenn ich nach einem Beweis für ihr Alter fragte? Natürlich beruht diese spekulative Frage auf der Annahme, daß diese Männer wirklich existieren.

Ich kannte auch merkwürdige Geschichten über weiße Frauen, die angeblich in einigen tibetischen Klöstern unter hunderten von Lamas als einzige Frau leben. Wie interessant wäre es wohl, einige dieser Frauen über ihre aufregenden Erfahrungen befragen zu können! Ich las über geheime Schulen in tibetischen Klöstern, in denen die Schüler Achtjahreskurse in Telepathie absolvieren. Dabei sitzen Schüler und Lehrer wochen-, monate- oder jahrelang, manchmal sogar jahrzehntelang im gleichen verdunkelten Raum und konzentrieren sich auf die selben mentalen Bilder. Gibt es diese Schulen tatsächlich? Ist es

möglich, auf diese Art die Fähigkeit der Gedankenübertragung zu erlernen? Würde es mir vergönnt sein, einen Blick in eine solche Schule zu werfen?

Und dann ist immer wieder die Rede von den rätselhaften „fliegenden Lamas“. Ob es sie wirklich gibt? Sollte ich die Gelegenheit erhalten wenigstens eines dieser unglaublichen Wesen zu treffen und es eingehender zu beobachten? Andere Entdecker wollen sie bereits gesehen haben und zumindest einer ihrer diesbezüglichen Berichte ist viel zu exakt und ausführlich abgefaßt um ihn vorschnell als Unfug abzutun.

Die lung-gom-pas zählen in der Tat zu den eigenartigsten Phänomenen Tibets. Sie rennen nicht sondern bewegen sich fort wie ein elastischer Ball, der in gleichmäßigen Abständen über den Boden hüpfet, wobei ihre Arme und Beine wie Pendel hin- und herschwingen. Obwohl sie sich mit einer Geschwindigkeit von etwa fünfundzwanzig Stundenkilometer dahinbewegen, geraten sie niemals außer Atem. Ihre Gesichter sind ungewöhnlich starr und ihre Augen weit offen. Es hat den Anschein als ob sie sich in einem tiefen Trancezustand befinden. Kein Wunder, daß derart außergewöhnliche Schilderungen, wie die eben erwähnten, in mir den Wunsch entstehen ließen, dieses Land möglichst intensiv zu erforschen um seinen Geheimnissen auf die Spur zu kommen - auch wenn große Risiken und Entbehrungen unvermeidbar schienen, wenn man plante, verkleidet durch einen der rauhesten und unzugänglichsten Staaten der Erde zu reisen.

Obwohl ich im sechsten Kapitel dieses Buches versuche, die tibetischen Wunder objektiv und sachengerecht darzustellen, möchte ich bereits an dieser Stelle eine Beschreibung der lung-gom-pas oder fliegenden Lamas, denen ich zwei Mal begegnete, einfügen. Ich tat dabei mein Möglichstes, die kurze Zeit, in der das Phänomen sichtbar war, zu nutzen. Die lung-gom-pas, die ich zu Gesicht bekam, waren jedoch, im Gegensatz zu den Geschichten, die in Tibet über sie kursieren, keineswegs wie ich es erwartet hatte, mit schweren Ketten beladen. Sie waren so leicht wie möglich angezogen. Den Tibetern zufolge tragen die Lamas zu Beginn ihrer Flugübungen leichte Kleidung. Erst später, wenn

sie mit der Kunst des Fliegens vertrauter geworden sind, ersetzen sie diese Kleidungsstücke durch schwerere, bevor sie schließlich Ketten um ihre Körper winden, um den Schwierigkeitsgrad zu steigern. Ketten sah ich allerdings kein einziges Mal.

Die Tibeter übertreiben häufig. Unscheinbare und unbedeutende Phänomene werden nicht selten zu hanebüchenen und unglaublichen Wundern hochstilisiert. In Tibet gilt die exakte und eigene Beobachtung als die sicherste Informationsquelle und selbst dabei ist noch große Vorsicht vonnöten. Bei der Beobachtung eines Phänomens sollte man sich niemals einer Personengruppe zugesellen. Ich begeben mich grundsätzlich nicht gerne unter eine Menschenmenge und vermeide dies, wann immer ich kann, nicht nur im Osten sondern auch im Westen. Haben Sie jemals, während Sie sich unter hunderten von Menschen aufhielten, die in eine bestimmte Richtung dachten, versucht, eigene, der Menge entgegengesetzte Vorstellungen zu entwickeln? Selbst ein skeptischer und unvoreingenommener Beobachter wird, zumindest unterbewußt, von seinem Umfeld beeinflusst, besonders dann, wenn es sich dabei um eine Gruppe handelt. Die tibetischen Lamas lieben die Menschenmenge. Je größer der Auflauf desto leichter scheinen die Dinge für die buddhistische Priesterschaft zu sein. Die Lamas mögen keine freien Denker. Sie bevorzugen die Herde. Angeblich bestehen zwanzig Prozent der tibetischen Bevölkerung aus Priestern und Mönchen. Sollte Tibet ein rechtschaffeneres und frommeres Land als alle anderen, weil es dort so viele Lamas gibt, die spirituelle Hilfe für andere zu ihrem Beruf gemacht haben? Aus diesem Grund konzentrierte sich mein Interesse an Tibet auf die Wirklichkeit tibetischer Mysterien und psychischer Phänomene. Unähnlich anderer Entdecker ging es mir nicht um Gold oder andere Bodenschätze. Es ist natürlich richtig, daß Tibet große Vorkommen an wertvollen Mineralien besitzt, darunter auch Gold. In vielen Teilen des Landes wird Gold gewaschen und in einigen Flüssen gibt es so viel Gold, daß selbst sehr oberflächliche Methoden des Goldwaschens in kurzer Zeit beträchtliche Mengen an Gold einbringen. Ich habe nie verstanden, warum Tibet keine Goldwährung besitzt. Waren bezahlt man mit Kupfermünzen, Butter oder Gerste, nie aber mit Gold. Übrigens wird auf den meisten Kupfermünzen die Regierung des Landes als siegreich und gut gepriesen um beim Volk diesen Glauben

aufrecht zu erhalten. Ich frage mich, warum nicht andere Regierungen diese billige und einfache Methode der Selbstverherrlichung übernommen haben. Doch um es noch einmal zu sagen, ich war niemals am Reichtum Tibets interessiert, weder an seinem Gold noch an anderen Schätzen der Natur.

Während meiner Reisen war ich zu keiner Zeit bewaffnet. Forscher dieser Art geraten oft in Schwierigkeiten, was mir vielleicht deshalb nie geschah, weil ich an materiellen Reichtümern kein Interesse hatte. Trotzdem schien sich manchmal alles gegen mich verschworen zu haben. Auch wenn ich mich nicht als Materialist bezeichnen würde, stehe ich dennoch mit zumindest einem Bein auf dem Boden der Tatsachen. Ich bin auch nicht tollkühn. Ich war mir völlig darüber im klaren, daß ein solches Vorhaben, eine Reise in Verkleidung durch eines der abgeschiedensten Länder der Welt, sorgfältiges Training, ausführliche vorherige Wissensaneignung und peinlichst genaue Planungen erfordern würden. Trotz der beachtlichen Leistungen, die von einer großen Zahl an Forschern vollbracht worden waren, stand mir nur ein Teil der von mir benötigten Informationen und Landkarten zur Verfügung. In vielerlei Hinsicht ist Tibet noch immer terra incognita. Beispielsweise schwanken die Schätzungen über seine Einwohnerzahl erheblich. Einige berichten von eineinviertel Millionen Einwohnern, andere von sechs Millionen. Der Grenzverlauf des Landes und seine Verbindungen zu den Nachbarstaaten sind so unklar, daß niemand genau weiß, wie groß dieses Gebiet ist. Auch hier existieren nur Schätzungen, die zwischen 1,2 Millionen und 2,3 Millionen Quadratkilometer liegen, je nachdem was man dem tibetischen Territorium als zugehörig ansehen will.

Ein großer Teil des tibetischen Gebiets ist kartographisch nicht erfaßt. Tausende Quadratkilometer erscheinen auf der Karte als weiße Flecken und selbst die kartographierten Gebiete sind nur sehr ungenau festgehalten, was den Gebrauch des Kartenmaterials sehr kompliziert. Darüber hinaus wird man mit schnellen landschaftlichen Veränderungen konfrontiert. Viele Seen schrumpfen von Jahr zu Jahr und sehr schwere Erdbeben verwandeln immer wieder die Erdoberfläche. Doch ganz gleich, ob man nun seinen Standort exakt

definieren kann oder nicht - sicher ist, daß man sich im möglicherweise rätselhaftesten Land dieses Planeten aufhält. Nahezu jeden Moment stößt man auf etwas Neues, etwas Unerwartetes und das ist der Reiz dieses Landes.

Ist Ungewißheit nicht das größte Geschenk des Lebens?

Wie kommt man nach Tibet? Ausländer sind hier unerwünscht. Die Abneigung gegen Fremde scheint von den Lamas hervorgerufen worden zu sein. Es gibt kein anderes Land, in dem zwanzig Prozent der Bevölkerung aus Priestern bestehen und auf Kosten der übrigen achtzig Prozent leben. Auch hier ist Tibet einzigartig. Je weniger die Tibeter mit Ausländern in Kontakt kommen und je weniger sie über andere Länder wissen desto besser für die Lamas. Aber es gibt noch einen weiteren Grund, warum dieses Land für Fremde gesperrt ist. Jedesmal wenn eine ausländische Expedition nach Tibet kam, zog dies Ärger nach sich. Die Tibeter sind überzeugt davon, daß negative Gedanken Krankheiten verursachen und diese Gedanken der weißen Menschen ihr Land vergiften. Mag dies nun zutreffen oder nicht, Tatsache ist, daß fast jedesmal, wenn weiße Expeditionen, die zu Gast in Tibet waren, irgendeine Katastrophe auslösten. Die Tibeter behaupten, daß die Anwesenheit der Weißen die tibetischen Götter erzürnt und Leid infolge von negativen Gedanken der Besucher entsteht. In Tibet weiß man aus Erfahrung genauestens, daß mit den weißen Expeditionen Unglück ins Land kommt. Um dem vorzubeugen, verweigert man ihnen grundsätzlich die Einreise. Sollten ihnen dennoch einmal die Hände gebunden sein weil sie überraschend vor vollendeten Tatsachen stehen oder sie sich gezwungen sehen, eine Genehmigung zu erteilen, achten sie sorgsam darauf, daß sich kein Schritt der Fremden ihrer Kontrolle entzieht und daß die Menschen in den Bezirken, in denen die Weißen erscheinen werden, schon einige Zeit vor deren Ankunft informiert werden, damit die Lamas vorher Beschwörungen durchführen können um die Auswirkungen möglicher negativer Einflüsse zu eliminieren. Schon 1932 stand mein Entschluß fest, nach Tibet zu reisen. Ich wußte, daß ich eine geringe Chance hatte, nicht entdeckt zu werden, wenn ich die Bezirke, die gewöhnlich von Weißen aufgesucht wurden, umging. Der Großteil des tibetischen Volkes kann nicht lesen und weiß nur wenig

über die weißen Menschen. Von Vorteil war es außerdem, daß die Tibeter weite und locker sitzende Kleidung tragen, hinter der sich die Körperform und die etwas „untibetische“ Gangart eines Weißen perfekt verbergen lassen. Tibetische Gewänder sind tatsächlich so weit, daß viele Tibeter in kalten Nächten wärmende Öfen in die Falten dieser Gewänder einschlagen und bei sich tragen. Gelegentlich wird auf diese Art auch ein größerer Hund transportiert.

Die Unwissenheit der Tibeter über Dinge und Menschen außerhalb ihrer Heimat ist erschreckend und erleichtert das Reisen in Verkleidung enorm. Es ist kaum zu fassen, welche ungeheuerlichen Vorstellungen über andere Teile der Welt in Tibet existieren.

Die tibetischen Räuber, mit denen ich die im dritten Kapitel geschilderten amüsanten Abenteuer erlebte, glaubten, daß die Weißen Nahrungsmittel in ihren Köpfen mit sich führten.

Tibetische Nomaden, mit denen ich ungefähr einen Tag in ihren Zelten verbracht hatte, waren überzeugt davon, daß Japan zu China gehöre und daß Rußland und Amerika mehr oder weniger ein und dasselbe seien.

Nur in der Gegenwart von Mönchen und Priestern mußte ich auf der Hut sein. Dort blieb mir nur die Möglichkeit, mich als Taubstummer auszugeben.

Lange vor meiner Abreise nach Asien war mir klar geworden, daß ich mir für meinen Aufenthalt in Tibet ein außerordentlich starkes Widerstands- und Durchhaltevermögen antrainieren mußte. Ich mußte den Bezirk südlich von Keria durchqueren, in dem in einem Umkreis von mehreren hundert Kilometer nicht ein einziger Grashalm wächst. Tiere wären dort sinnlos, da sie durch fehlendes Futter verhungern würden. Ich mußte also durch einen Teil der Welt, in dem der Forscher mit einem der größten und offensichtlich unüberwindlichsten aller Probleme konfrontiert wird: dem zwangsläufigen Verzicht auf Lasttiere. Daher war ich gezwungen, eine andere Methode anzuwenden und zwar genau diejenige, die ich mir erst kurz zuvor zunutze gemacht hatte, als

ich die triste Lavaregion des Odadahraun im unbewohnten Innern Islands durchstreift hatte: ich trug meinen Proviant und meine Ausrüstung selbst.

Eine Tour ohne Lasttiere war mit einem mir bis dahin ungewohnten Einsparen bei Ausrüstung, scheinbar unentbehrlichen Utensilien und Nahrungsvorräten bis hin auf ein absolutes Minimum verbunden. Die Haardt-Expedition beispielsweise, führte Nahrungsmittel, warme Kleidung, Zelte und andere Ausrüstung für jedes weiße Expeditionsmitglied für einen Zeitraum von 45 Tagen mit sich. Das Gewicht des Gepäcks für jeden Teilnehmer betrug tausend Pfund! Ohne die Hilfe von Lasttieren konnte ich auf meinen Reisen höchstens etwa ein Fünfzehntel dieser Menge tragen! Ich wußte also, daß ich, um erfolgreich zu sein, mich darin üben mußte, große Entfernungen zu Fuß sehr schnell zu bewältigen, damit ein relativ geringer Lebensmittelvorrat für eine Strecke von einigen hundert Kilometer ausreichen würde. Außerdem sah ich mich gezwungen, die Menge an Nahrung, die ich aufnahm, zu reduzieren und mich auf Rohkost umzustellen weil ich so einfach das Gewicht von Kochutensilien einsparen konnte.

Als nächstes hatte ich erkannt, daß ich, falls es mir gelänge, in einem unbeheizten Zelt bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt zu schlafen, wann immer ich es vorzog, tibetischen Zelten oder Häusern fernbleiben und dadurch das Risiko einer Entdeckung möglichst gering halten konnte und die Ernährung durch Rohkost würde mir zudem den Vorteil bieten, mich wesentlich problemloser verstecken zu können. Nichts ist riskanter für den Alleinreisenden als ein Feuer zu entzünden. Selbst wenn nichts Schlimmeres passiert, ein solches Feuer könnte seine Anwesenheit den zahllosen Banditen signalisieren, von denen Mittelasien heimgesucht wird, wo Räuberei als ehrbare Nebenerwerbsquelle geachtet wird.

Sobald ich meine Entscheidung getroffen hatte, in Verkleidung durch Tibet zu reisen, nahm ich mein Training auf. Im Herbst 1933 legte ich zwei Mal eine Strecke von 130 Kilometer in jeweils 24 Stunden zurück. Im Spätherbst begann ich damit, längere Entfernungen zu überwinden, bei denen ich es auf einen Tagesschnitt von etwa 60 Kilometer brachte.

Bei einem dieser Trainingsläufe, der mich von Malmö nach Stockholm in Südschweden führte, bei dem ich mit vollem Gepäck eine Entfernung von rund 650 Kilometer in 12 Tagen zurücklegte, wurde die schwedische Presse auf mich aufmerksam und ein Foto von mir erschien am 3. November 1933 auf der ersten Seite von Dagens Nyheter, einer der größten Stockholmer Tageszeitungen. Einige Menschen, die die ausführlichen Berichte, in denen ich aufgrund meiner genügsamen Lebensweise mit Gandhi verglichen wurde, gelesen hatten, hatten gemerkt, das dieser Lauf tatsächlich Teil eines Trainings für eine Reise in unbewohnte und unzugängliche Teile Mittelasiens war.

Später, noch im gleichen Jahr, verbrachte ich viele Nächte in einem unbeheizten Zelt in Nordskandinavien bei Temperaturen, die weit unter null Grad lagen, lebte mehrere Wochen von einfachster Rohkost und verzichtete auf anregende Mittel aller Art. Als ich eines Morgens aus meinem Zelt kroch, betrug die Temperatur 30 Grad Minus. Damit hatten die tibetischen Nächte ihren Schrecken für immer verloren.

Bald darauf begann ich mich nach geeigneten Gefährten umzusehen, die mich nach Mittelasien begleiten sollten. Es mag unglaublich scheinen, daß es unmöglich ist, in einer Welt, in der es Millionen Menschen gibt, die über mehr als genug Zeit verfügen, passende Begleiter für ein solches Abenteuer zu finden. Die wenigen Kandidaten, die wie ich, körperlich dafür geeignet waren, waren der vielen Sprachen, die sie für die Reise hätten beherrschen müssen, nicht mächtig oder es mangelte ihnen an geistigen und ethischen Qualifikationen, die Voraussetzung waren für eine erfolgreiche Reise durch Tibet in Verkleidung.

Etwas später, als es sich bereits herumgesprochen hatte, was ich vorhatte, wurde mir klar, daß es unmöglich war, meine Pläne noch länger geheim zu halten. Nachdem ich erfahren hatte, daß die Neuigkeit irgendwie durchgesickert war, störte ich mich nicht mehr an Presseberichten, da ich mir erhoffte, daß die Veröffentlichung meines Falles mir eine sehr hohe Anzahl an Kandidaten bescheren würde, aus der ich dann meine Auswahl treffen könnte.

Der Sunday Express war die erste Londoner Zeitung, die Interesse an mir zeigte. Es erschienen dort drei Artikel über meine Expedition, in denen erwähnt wurde, daß ich nach Reisegefährten suchte. Auf den ersten Bericht hin, erhielt ich einige hundert Bewerbungen, von denen viele durchaus ernst zu nehmen waren. Manche Interessenten übertrieben jedoch offensichtlich. Ein Mann schrieb mir, daß er pro Tag 200 Kilometer laufen könne. Als ich ihm antwortete und ihm anbot, dies unter Beweis zu stellen, wollte er mit einem Mal in dieser Angelegenheit nicht mehr mit mir korrespondieren.

Andere Bewerber meinten es wirklich ernst. Ein neunzehnjähriger Junge fuhr tatsächlich mit dem Fahrrad nonstop von Liverpool nach London um mir seine Ausdauer zu demonstrieren. Unglücklicherweise erkrankte vor den abschließenden Prüfungen jemand in seiner Familie schwer, was ihn dazu zwang, sein Vorhaben aufzugeben.

Es gab auch weibliche Bewerber. Eine von ihnen verhielt sich außergewöhnlich hartnäckig. Sie wollte „auf mich und alle anderen Expeditionsteilnehmer in Asien gut aufpassen“. Da ich allerdings nicht so inhuman bin, einer Frau Tagesmärsche von 100 Kilometer zuzumuten und ihr zudem noch ihre gewohnten Tonics zu verwehren, (während des Trainings war selbst Tee verboten) erhielt sie von mir sofort eine Absage. Darauf hin erschien die gute Frau von morgens bis abends alle zehn Minuten vor meiner Tür bis jeder im Haus am Rande eines Nervenzusammenbruchs stand.

Kurz vor der anstrengendsten Trainingsphase erkannten viele Bewerber, was es bedeutet, ohne technische Hilfsmittel und Annehmlichkeiten, die für solch ein Unternehmen als unverzichtbar gelten, in eines der unzugänglichsten Gebiete Mittelasiens zu reisen.

Die gesamte Expedition sollte so unkompliziert wie nur irgend möglich vonstatten gehen. Tibetische Yaks beispielsweise, bewegen sich mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 3,2 Stundenkilometer dahin und es bedarf jeden Morgen einiger Stunden, sie zu beladen. Bei einem gänzlichen Verzicht auf Lasttiere, benötigt man morgens nur wenige Minuten bevor man anschließend bei einem Tempo von 7,2

Stundenkilometer aufbricht. Diese Methode ist ebenso einfach wie effizient. Ich habe sie nicht erst in Tibet angewandt sondern schon zuvor im unbewohnten Innern Islands, wo ich täglich etwa 60 Kilometer marschierte.

Zu meiner Ausrüstung gehörte ein winziges, leichtes Gefährt, das mir ermöglichte, Flüsse und Seen in jeder beliebigen Richtung zu überqueren ohne dabei Aufmerksamkeit zu erregen. Die Produktionsgesellschaft Empire News Reel filmte mich damit für die Wochenschau in den englischen Kinos und vielleicht erinnert sich der eine oder andere Kinogänger, der dieses Buch liest, an jene Bilder. Die Aufnahmen entstanden im Freibad von Finchley unter Anwesenheit einiger lokaler Würdenträger und der örtlichen Presse. Dabei ereigneten sich mehrere kuriose Zwischenfälle. Wir testeten zwei voneinander verschiedene Fahrzeuge, von denen mehrfach Leute über Bord gingen. Besonders originell wirkte es, wenn sie voll angekleidet ins Wasser stürzten.

Während ich durch Asien reiste, verbarg ich mein Gefährt in einem Beutel aus Schaffell. Es erwies sich nicht selten als sehr nützlich. Nur bei starkem Wind wurde es recht gefährlich, da es leicht außer Kontrolle geriet. Stellen Sie sich bitte einen mächtigen Windstoß vor, der seitlich gegen ein kleines Wasserfahrzeug prallt, das nur wenige Pfund schwer ist! Bei starkem Wind dreht es sich dann häufig wie ein vertrocknetes Blatt im Herbstwind. Als ich einmal einen See überquerte, erreichte ich bei heftigem Rückenwind eine durchschnittliche Geschwindigkeit von über 25 Stundenkilometer! Bei Gegenwind war das Boot natürlich wertlos.

Zur Überquerung schnellfließender Gewässer hatte ich es mit zwei winzigen und leichten selbstkonstruierten Ankern ausgerüstet, die ich abwechselnd benutzte. Die tibetischen Räuber, die meine Anker für irgendwelche geheimnisvollen Geräte hielten, die dafür vorgesehen waren, Geister einzufangen, wagten es nicht, diese zu zerstören noch sie mir zu stehlen. Tibeter zeigen eine leichte Furcht vor „magischen Werkzeugen“, die sie nicht recht verstehen. Im großen und ganzen jedoch, hätte ich auf die Anker in Tibet eher verzichten können als in Island.

Mein Zelt wog kaum mehr als zwei Pfund. Es war so beschaffen, daß man von innen in alle Richtungen nach außen sehen konnte, von außen aber nicht ins Innere. Außerdem verfügte es über zwei verschiedene Farben, einer inneren und einer äußeren. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, mich zwei verschiedenen Oberflächenfärbungen anzupassen. Das Zelt war außerordentlich leicht aber trotzdem so stabil, daß selbst schwere tibetische Stürme nicht in der Lage waren, es zu zerstören, vorausgesetzt natürlich, daß ich dem Wind auch nicht die geringste Chance gab, ins Zelt einzudringen. Falls der Wind dennoch ins Zelt gelangen sollte, und sei dies in noch so geringem Maße, genügt dies, um das gesamte Zelt in tausend Stücke zu reißen. Mindestens zwei Mal, als sich mir Banditen bei Tageslicht näherten, baute ich das kleine Zelt sofort ab um seinen Diebstahl zu vermeiden. Nachts hatte ich grundsätzlich keine Probleme mit Räubern, da ich mein Zelt nie aufstellte, bevor es nicht völlig dunkel geworden war. Auf dem Breitengrad, auf dem Tibet liegt, wird es abends sehr schnell dunkel und morgens sehr schnell hell. Nur wenige Minuten nach Tagesanbruch setzte ich bereits meinen Weg fort.

Eine meiner Kameras war so klein, daß ich sie in einer Streichholzschachtel verbergen konnte. Meine weitere Ausrüstung bestand unter anderem aus einem Lasso, einem Kompass, einer winzigen Taschenleuchte mit einem starken Rotlicht und winzigen Feldstechern, die übrigens bei meiner allerersten Begegnung mit Räubern zu Bruch gingen. Viele Dinge, die ich normalerweise bei einer solchen Reise als unerlässlich ansah, zum Beispiel Kochausrüstung, Wäsche zum Wechseln usw. kamen diesmal nicht ins Gepäck, da jede Gewichtseinsparung, sei es auch nur ein einziges Gramm, oberste Priorität besaß.

Und Waffen? Nein... dafür konnte ich mich nun wirklich nicht entscheiden.

Bevor ich London verließ, zog ich noch „Kim“ zu Rate, der sich gerade in der Stadt aufhielt. „Kim“, dessen Lebensgeschichte von Rudyard Kipling im gleichnamigen Buch in schön ausgeschmückter Weise wiedergegeben ist, wohnt abwechselnd in London und in seinem Haus in Mayavati bei

Pithoragarh, direkt an der Grenze zu Tibet. Er empfahl mir, keine Schußwaffen mitzunehmen, vorausgesetzt ich hätte keine Angst. „Solltest Du jedoch Angst haben“, fügte er hinzu, „würden mehrere Maschinengewehre nicht ausreichen!“

Mein bescheidener Lebenswandel erleichterte mir die Reise natürlich ungemein. Ich bin Nichtraucher. Ich rauche nur in der Gesellschaft von Leuten, die es als eine Tugend betrachten, nicht zu rauchen. Außerdem pflege ich nicht zu trinken, auch keine Tonics.

Als Raucher wäre ich niemals in der Lage gewesen, meinen Plan, verkleidet als Einheimischer durch Tibet zu reisen, durchzuführen. Ich hätte große Tabakvorräte mitnehmen müssen auf eine Expedition, bei der jedes zusätzliche Gramm Gewicht die Erfolgsaussichten schmälert.

Darüber hinaus sind auch die Tibeter Nichtraucher, abgesehen von einigen wenigen extravaganten Ausnahmen in den Städten, wo der Genuß von Tabak übrigens verboten ist. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß der Geruch von Tabak mich immer wieder verraten hätte, ganz zu schweigen von der zusätzlichen Gefahr einer Entdeckung durch Räuber, hätte ich mir bei Nacht eine Pfeife oder Zigarette angezündet. Tibetische Räuber sind generell lebenswerte Burschen, die nie jemandem auch nur ein Haar krümmen würden, (das gilt zumindest für den westlichen Teil Tibets) doch benehmen sie sich oft wie neugierige Kinder, die ihr „Spielzeug“ zerstören, nur weil sie nicht wissen, richtig damit umzugehen. Während sie systematisch Hab und Gut des ungeschützten Reisenden untersuchen, neigen sie dazu, Dinge zu zerstören, die er später häufig schmerzlich vermißt. Je seltener man diesen Zeitgenossen also begegnet desto besser für einen selbst.

Aus dem gleichen Grund vermied ich es in Tibet auch zu kochen oder ein Feuer zu entzünden um mich aufzuwärmen obwohl zeitweise mehr als genug Dung vorhanden war, den ich zu diesem Zweck problemlos hätte bevorraten können.

Das mit allergrößter Sorgfalt versteckte Teil meiner Ausrüstung bestand aus einer kleinen Flasche, die ein Färbemittel für mein Gesicht und

meine Hände enthielt, eine Mischung aus Jod und Öl. Wäre diese Flasche bei einer Durchsuchung Räubern in die Hände gefallen, hätte dies das vorzeitige Ende meines Tibetabenteuers bedeutet. Deshalb hatte ich die kostbare Flasche so sicher versteckt, daß selbst einmal, als Banditen sogar meine winzige Kamera entdeckten, sie die Flasche übersahen. Da dieses geheime Versteck mir möglicherweise irgendwann noch einmal von Nutzen sein könnte, möchte ich es hier nicht preisgeben, aber gerne hinzufügen, daß es deshalb so wirkungsvoll ist, weil es so offensichtlich ist.

Schon lange bevor ich nach Tibet abreiste, begann ich mit dem Studium der Sprache. Sie erscheint furchtbar kompliziert und besitzt unterschiedliche Vokabulare und Formen der Anrede, je nach Rang der Person, der man gegenübertritt. Da ich mich dazu entschlossen hatte, tibetisch nur dann zu sprechen, wenn ich mich unter gewöhnlichen Menschen aufhielt, konzentrierte ich mich natürlich, um das Ganze zu erleichtern, auf die Formen der Anrede, die innerhalb der niederen Schichten üblich sind. Damit schloß ich mich allerdings gleichzeitig von jeglicher Konversation mit der gebildeten Schicht aus, was mich dazu zwang, meine theoretischen Studien des Tibetischen zu fördern.

Auch wenn sich die tibetische Sprache grundsätzlich von der japanischen unterscheidet, war es für mich von Vorteil, daß ich letztere intensiv studiert hatte, da sie viele wesentliche und strukturelle Ähnlichkeiten zur tibetischen Sprache aufweist. In beiden Sprachen kommen zum Beispiel höfliche Formen der Anrede vor. Oft entfallen auch die Begriffe „mein“ oder „dein“. Spricht jemand von der „dummen Ehefrau“, weiß jeder, daß die eigene Ehefrau gemeint ist.

Gerade das allgemein gebräuchliche Vokabular ist häufig in beiden Sprachen ähnlich. Tee heißt beispielsweise auf japanisch tsha oder otsha. Auf tibetisch heißt es ja (wobei das „j“ ausgesprochen wird, wie im Französischen). Eins, zwei, drei, vier heißt auf japanisch ichi, ni, san, shi und auf tibetisch tshig, nji, sum, ji (und das „j“ spricht sich wie bei dem Wort jamais). Sogar geringe Türkischkenntnisse können beim Erlernen der tibetischen Sprache hilfreich sein. „Wasser“ heißt auf türkisch su. Auf tibetisch tshu.

Die tibetische Sprache ist ebenso reich an blumigen Begriffen, wie andere orientalische Sprachen. So sagt man z.B. in diesen beiden Sprachen: "er hat einen langen Hintern", um auszudrücken, daß es sich um jemanden handelt, der lange sitzen bleibt. Im Tibetischen sagt man „die Zeit, die das Fingerschnalzen beansprucht" für „einen Augenblick" und „er hat einen langen Schweif für „er ist in seinen Freundschaften sehr beständig". Im Tibetischen ist es, genauso wie im Englischen, möglich, verschiedene Formen der Höflichkeit durch die Länge oder Kürze des gesprochenen Satzes anzubringen. „Hätten Sie die Freundlichkeit, daß Reden einzustellen", klingt schon wesentlich höflicher, als „Halten Sie den Mund!".

Ich spreche viele Sprachen. In Europa habe ich in ungefähr zehn verschiedenen Sprachen Rundfunkinterviews gegeben, doch nie habe ich mich mit solch einer interessanten Sprache wie der tibetischen befaßt.

Da ich beabsichtigte, über Turkestan zu reisen, informierte ich die russische Botschaft in London von meinem Plan und bat kurze Zeit später die russische Regierung in Moskau um ein Transitvisum für Rußland. Nach eingehender Begutachtung meines Antrags erhielt ich vom Außenministerium Rußlands einen ablehnenden Bescheid, den ich keinesfalls erwartet hatte, da sämtliche Regierungen, mit denen ich bisher in Kontakt getreten war, sich als überaus freundlich und gefällig erwiesen hatten. Hätte ich mit einer Absage seitens der Moskauer Regierung gerechnet, wäre ich mit Sicherheit erst gar nicht mit ihr in Verbindung getreten, sondern hätte mich direkt an die kirgisische Regierung in Frunse oder Piskpek gewandt. Nachdem die Zentralregierung mein Ersuchen einmal abgelehnt hatte, war es zu spät, die örtliche Regierung einzuschalten und die einzige Möglichkeit, die russische Regierung zu umgehen, bestand darin, mich auf die wertvolle Unterstützung dreier mächtiger kirgisischer Staatsmänner zu verlassen, deren Namen ich hier aus verständlichen Gründen nicht nennen möchte. Sollte sich die politische Situation in Turkestan in der Zukunft einem radikalen Wandel unterziehen, werde ich ein weiteres Buch über meine Abenteuer und Erfahrungen in Turkestan schreiben. 1934 lag die Grenze des russischen Einflußbereichs in Turkestan etwa auf halber Strecke zwischen Jarkand und Khotan.

Während des Großen Krieges (gemeint ist der Erste Weltkrieg. Der Übersetzer) herrschte völlige Funkstille zwischen Sowjetrußland und Chinesisch-Turkestan. Die lokale Sowjetregierung in Taschkent und die Sinkiang-Regierung ignorierten sich einfach und die Grenze war geschlossen. Doch die Anwesenheit vieler russischer Flüchtlinge in Ost-turkestan, die unter Umständen einen Schlag gegen die Roten von jenseits der Grenze aus hätten organisieren können, verunsicherte die Sowjets derart, daß sie schließlich diverse Handelsverbindungen mit der Sinkiang-Regierung errichteten, die dafür versprach, russische Flüchtlinge dazu zu überreden, nach Sowjetrußland zurückzukehren. Die Russen sicherten den armen Teufeln zwar eine Amnestie zu, doch schien niemand mir Auskunft darüber geben zu können, ob und in wieweit das Versprechen eingehalten wurde. Diese Handelsbeziehungen, die wenige Jahre nach dem Großen Krieg aufgenommen wurden, waren, sowohl ökonomisch als auch politisch, der erste Vorstoß der Russen nach Chinesisch-Turkestan. Eine große Rolle spielte dabei ein ausgeklügeltes Bestechungssystem, das im Laufe der Jahre immer offensichtlicher wurde und noch immer besteht.

Während des Volksaufstands gegen die Urumtschi-Regierung in den Jahren 1931, 1932 und 1933 war die Zeit reif für eine offene „Kooperation“ zwischen der Sinkiang-Regierung und Sowjetrußland. Russische Truppen, die als solche nicht erkannt werden wollten, überschritten in fremden Uniformen die Grenze um den Aufstand des populären Generals Ma gegen die Sinkiang-Regierung niederzuschlagen. Dann verschwand Ma, der berühmte General Ma, auf mysteriöse Art und Weise. Wahrscheinlich wird er irgendwo in Rußland gefangengehalten - falls ihm nichts Schlimmeres widerfahren ist. Zu der Zeit als ich mich in Chinesisch-Turkestan aufhielt, fanden bereits keine offenen Kämpfe mehr statt, aber es gab noch immer verborgene Konflikte in Form von Intrigen und das Bestechungssystem existierte weiter. Der mächtige heimliche Gegner Sowjetrußlands in diesem Teil der Welt, ist nicht etwa, wie viele irrigerweise glauben, das Britische Weltreich, sondern Japan.

Nachdem ich die Hälfte der Strecke von Jarkand nach Khotan hinter mich gebracht hatte, stellten die Russen für mich keine Gefahr mehr dar,

dafür mußte ich nun aber vor allem vor Räubern auf der Hut sein, die es auf schutzlose Reisende abgesehen hatten.

Da selbst ein gut trainierter und hochwiderstandsfähiger Körper nicht sehr lange die Strapazen eines Marsches von durchschnittlich 60 Kilometer pro Tag ertragen kann, erst recht nicht, wenn die Nahrung, die er erhält, überwiegend aus roher Gerste besteht, mußte meine Tibetreise in der günstigsten Jahreszeit stattfinden, das heißt, in der Zeit, in der die Berge in Nord- und Mitteltibet bis auf eine Höhe von 5.000 Meter schneefrei sind.

Ein beträchtlicher Teil dieser Idealzeit fällt mit der Regenperiode zusammen, ein sehr glücklicher Umstand, da es mir unmöglich gewesen wäre, zusätzlich zu meiner Ausrüstung und meinen spärlichen Lebensmittelvorräten, die unentbehrlich sind bei einer langen Reise durch unbewohnte Gegenden, Wasser über eine Entfernung von mehreren hundert Kilometer zu transportieren.

Jede eingesparte Minute war von größter Bedeutung. Sowohl durch meine erhöhten Vorsichtsmaßnahmen in bewohnten oder von Banditen heimgesuchten Gebieten als auch aufgrund meiner Fähigkeit, über sehr lange Zeiträume hinweg von Rohkost zu leben, konnte ich sehr viel wertvolle Zeit in menschenleeren Gegenden gewinnen. In Höhen zwischen 3.500 Meter und 4.500 Meter liegt der Siedepunkt des Wassers bei etwa 65 Grad Celsius. Dadurch benötigen Nahrungsmittel, die in Wasser bei dieser niedrigen Temperatur gekocht werden, im Vergleich zu Nahrungsmitteln, die auf Meeresspiegelhöhe gekocht werden, das fünf- bis sechsfache an Zeit, bis sie gar sind.

Auch ich wäre tatsächlich um ein Haar verhungert. Wer verkleidet durch Tibet reist, kann sich nicht mit sperrigen und schweren Geräten zur Errechnung seines Kurses oder Standortes beladen. Deshalb läuft er Gefahr, sich zu verirren. Einmal, als mir ein Fehler bei der Feststellung des nächsten bewohnten Ortes unterlief, gingen meine Vorräte gerade zur Neige und ich hatte mehr als drei Tage lang nichts mehr zu Essen. Die weiße Wüste schien kein Ende nehmen zu wollen und weit und breit war auch nicht ein einziger Grashalm sichtbar. Für mich als Vegetarier

wäre in dieser Situation selbst Gras ein Geschenk Gottes gewesen. Ruhig überdachte ich meine schwierige Lage. Nirgendwo gab es etwas Eßbares und der nächste Bezirk, in dem ich mich wieder mit Proviant versorgen konnte, lag noch zwei Tagesmärsche entfernt! Glücklicherweise stand mir durch die Regenzeit mehr als genug Wasser zur Verfügung. Sorgfältig ging ich meine Ausrüstung durch.

Ich mußte jetzt etwas essen.

Plötzlich fiel mir ein, daß es früher einige amerikanische Indianerstämme gab, die sich von Baumrinde ernährten. In diesem Teil Tibets fand ich allerdings weder Bäume noch Sträucher, aber ein Teil meiner Ausrüstung bestand aus Holz. Also schlug ich ein Stück ab, wusch es mehrmals ab, zerstiess es zu Sägemehl und schluckte es. Es schmeckte entsetzlich, doch da Sägemehl mindestens zehn Prozent Öl enthält, erhielt es mich am Leben.

1935 erwähnte ich während eines Interviews mit einer großen Stockholmer Zeitung scherzhaft dieses Erlebnis. Daraufhin erschien eine originelle Karikatur, die zeigte, wie ich gerade meine „Sägemehlmahlzeit“ einnahm. Ich hoffe, daß die Zeitung keinen Ärger mit ihren Freunden aus der Lebensmittelindustrie bekam, die es vermutlich nicht gerade begrüßen, wenn eine Zeitung der Öffentlichkeit gefährliche Geheimnisse preisgibt, die den Interessen der Lebensmittelindustrie zuwiderlaufen.

Abgesehen von „Sägemehlmahlzeiten“ hielt die weiße Wüste praktisch keine Schrecken für mich bereit. Auch wenn ich ungefähr zwei Wochen lang mutterseelenallein verbrachte und kein menschliches Wesen zu Gesicht bekam, bereitete mir die Einsamkeit kaum Probleme, erst recht nicht in einem so geheimnisvollen Land wie Tibet, wo man zu sich selbst finden kann. Nur für denjenigen, der innerlich leer ist, wird der Mangel an äußeren Reizen unerträglich.

Selbst solch augenscheinlich unangenehme Erfahrungen, wie das endlose Durchstreifen menschenleerer Gebiete ohne jegliche Vegetation kann einen Menschen beflügeln und eine willkommene Abwechslung

für ihn darstellen. Aus der richtigen Perspektive betrachtet, verfügen die meisten einsamen Orte über eine besondere ihnen eigene Anziehungskraft. Die Vielfalt der Farben in einigen Wüsten Tibets ist manchmal geradezu phantastisch. Diejenigen meiner Leser, die schon einmal das Innere Islands besucht haben, werden wissen, wie wunderbar solche einsamen Orte sein können.

Tibet ist ein zutiefst ruhiges Land. Wer wie ich bereits in den Polargebieten unterwegs war, kennt diese völlige Ruhe, aber Tibet ist noch stiller. Nur wenn Wind aufkommt, gewöhnlich nachmittags, vernimmt man ein seltsames Konzert schauriger, unharmonischer Töne, die wie das Heulen tausender böser Geister klingen.

Vor allem im großen nördlichen Tafelland Tibets herrscht ein entsetzliches Klima. Die Nächte sind das ganze Jahr über bitterkalt, aber die Nachmittage im Sommer glühend heiß. Temperaturunterschiede bis zu 60 Grad innerhalb eines Tages sind keine Seltenheit. Über dieses Gebiet fegen schreckliche Winde hinweg, die Sand und Salzkrusten aufwirbeln, die in Nase, Mund und Kleidung eindringen. In keinem anderen Land der Welt kamen mir meine Widerstandskräfte gegen Kälte und andere Härten und meine enorme Lungenkapazität mehr zugute als in Tibet.

Sogar in westlichen Ländern atme ich etwa drei Mal pro Minute, während die meisten weißen Menschen mindestens 15 Mal pro Minute atmen, da sie lediglich nur rund ein Zehntel ihrer Lungenkapazität zum Atmen nutzen. Jemand, der normalerweise 15 Mal in der Minute atmet und in Tibet in einer Höhe von 4.000 Meter mit einer Geschwindigkeit von 7 Stundenkilometer marschieren würde, müßte bald 3 Mal pro Sekunde atmen und in aller Wahrscheinlichkeit nach einigen hundert Metern zusammenbrechen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit eine Warnung anbringen. Mein langsamer Atemrhythmus ist nicht das Ergebnis von Atemübungen. Man sollte niemals etwas tun um den Atemrhythmus zu verändern. Wer bewußte Anstrengungen unternimmt, langsamer zu atmen, weil er sich davon irgendwelche Vorteile verspricht - gleich ob spiritueller oder

materieller Natur - wird sich über kurz oder lang durch diese Übungen selbst zerstören. In den meisten Fällen, in denen bewußtes Atmen mit dem Wunsch nach einem Vorteil verbunden ist, hat es Nervenzusammenbrüche, wenn nicht gar Schlimmeres zur Folge. Das Atmen sollte ein unbewußter Vorgang sein. Wenn wir uns innerlich verändern, wenn wir alles außerhalb von uns so behandeln, wie wir selbst von anderen behandelt werden möchten, werden wir aufhören, in einem Krampfzustand zu leben, der durch diese unzureichende Atmung verursacht wird. Wenn wir uns freiwillig von unserem selbstsüchtigen Verhalten trennen und nur das vom Leben verlangen, was wir benötigen um uns zu erhalten und nicht mehr, wird sich dieser Krampfzustand auflösen, psychisch und physisch. In einem entspannten Körper setzt tiefes und langsames Atmen automatisch und unbewußt ein. Wer allerdings versucht, langsames Atmen bewußt herbeizuführen, ohne zuerst die Hauptursache für falsches Atmen zu beseitigen, nämlich den Egoismus, wird sich schwere Schäden zufügen.

Ich halte diese Warnung deshalb für angebracht, da hunderte von Menschen, sowohl in Tibet als auch im Westen infolge bewußter Atemübungen als nervliche Wracks oder Geisteskranke endeten.

Ist es nicht seltsam, daß der wertvollste Teil der Reiseausrüstung für Tibet - das richtige Atmen - weder mit Geld erkaufte werden noch mittels irgendwelcher äußeren Praktiken erworben werden kann, ohne daß sich der Mensch dabei selbst zerstört? Und ist es nicht ebenso seltsam, daß zu einer Zeit, in der Flugzeuge den Atlantik überqueren, die verborgensten Teile Tibets jemandem unzugänglich bleiben sollen, der ihnen im Geiste der Eroberung ihren Schleier, der so viele Geheimnisse verhüllt, entreißen will?

Hat ein Mensch erst einmal gelernt, die Dinge zu vereinfachen und sich nicht mehr zu fürchten, ist es wirklich nicht mehr allzu schwer, verkleidet zu reisen und mit gelegentlichen Härten und Entbehrungen zurechtzukommen. Die sogenannten großen Probleme sind gar nicht so groß wie sie scheinen. Es ist tatsächlich manchmal einfacher, unter den härtesten Bedingungen zu reisen, als nur wenige Monate mit einer Frau zu leben, mit der man sich nicht verträgt. Die kleinen Probleme des

Alltags sind oft genauso schwer befriedigend zu lösen, wie Dinge, die wirken, als ob man sie niemals bewältigen könnte.

Sind Gefahren und Entbehrungen wirklich noch ein Hindernis, wenn jeder Tag mit einer neuen und aufregenden Erfahrung lockt? Mehr noch, Gefahren und Schwierigkeiten geraten zur völligen Bedeutungslosigkeit, wenn wir keine Furcht im Herzen haben. Man kann aus einer Mücke einen Elefanten machen, aber auch umgekehrt verfahren.

Die unangenehmsten Gefahren sind natürlich diejenigen, die man nicht einkalkuliert hat. Eines Nachts, kurz nachdem ich eingeschlafen war, wachte ich auf und fühlte mich völlig erschöpft. Mein gesamter Körper war von gierigen Blutegeln bedeckt, die mir das Blut durch die Kleider hindurch aussogen. Ihre Bisse waren nicht schmerzhaft und ich wäre wahrscheinlich durch den hohen Blutverlust gestorben, hätte ich die Kreaturen nicht beizeiten bemerkt. Die Blutegel waren zwar eine Gefahr, insgesamt gesehen aber keine wesentlich größere als manche heimtückischen Zivilisationsgifte, die vielleicht Jahre benötigen, bis sie ihre Wirkung entfalten, jedoch, wie die tibetischen Blutegel, von ihrem Opfer nicht mehr ablassen, wenn es nicht rechtzeitig erkennt, was geschieht.

Außer mit Blutegeln und anderen Parasiten, geriet ich nur selten in Konflikt mit sogenannten wilden Tieren, die übrigens, was Tibet betrifft, auch nicht annähernd als so wild bezeichnet werden können, wie ihre Artgenossen in anderen Teilen der Welt, da sie von den Tibetern nicht gejagt werden. Im Grenzbereich der weißen Wüste erwachte ich eines Morgens und sah, daß mein Zelt von Tieren umringt war, die mich, dieses für sie rätselhafte und hilflose Wesen anstarrten, das auf solch ein unnatürliches und klobiges Ding wie ein Zelt angewiesen war, um Schutz zu finden auf dem sturmgepeitschten Plateau des nördlichen Tibet, auf dem kein Mensch es bisher gewagt hatte, sich niederzulassen. Offensichtlich hatte kaum eines der Tiere jemals zuvor einem menschlichen Wesen gegenübergestanden. Wilde Yaks scheuten sich nicht, sich mir weit zu nähern und zeigten dabei nicht die geringsten Anzeichen von Furcht oder Unbehagen. Sie waren neugierig und stierten mich fasziniert an. Vögel, die im Westen gewöhnlich recht scheu sind,

stolzierten herum wie Hühner auf einem Bauernhof während ich in diesen frühen Stunden des Tages mein Zelt abbaute. Oft fragte ich mich, wie meine Freunde, die Tiere, vor den sintflutartigen Regenfällen, die so oft über das nördliche Tibet hereinbrechen und buchstäblich alles überfluten, Zuflucht finden. Ungeheure Wassermengen strömen vom Himmel, die im ganzen Land, abgesehen von den natürlichen Flüssen in Südtibet, keine Abflußmöglichkeit mehr finden. Ganze Landstriche können sich nach einem derartigen Unwetter in Seen verwandeln und riesige künstliche Ströme bilden sich in Bezirken, in denen normalerweise nicht einmal winzige Flußläufe vorhanden sind. Was für ein erhebendes Gefühl, über einen solchen Fluß in einem leichten Boot dahinzugleiten, das sonst, gut versteckt, in einem Beutel aus Schafhaut ruht, und hie und da einen der beiden Anker auszuwerfen! Manchmal versickern diese schnellfließenden und mächtigen Gewässer plötzlich im Boden. Nur wenige Minuten nach einem solchen Wolkenbruch wird die Luft völlig klar und Berge, die hunderte Kilometer entfernt liegen, scheinen so nahe zu sein, daß man glaubt, sie mit der Hand berühren zu können.

4. Unter gastfreundlichen tibetischen Nomaden

Ich war seit ungefähr 13 Jahren nicht mehr in Asien gewesen und wartete voll gespannter Ungeduld auf mein erstes Zusammentreffen mit Tibetern.

Nun standen sie vor mir, sie wirkten schmutzig aber glücklich und friedfertig. Sie trugen sehr weite Gewänder mit nahezu lächerlich anmutenden langen Ärmeln und erinnerten mich so an kleine Jungen, die in die Jacken ihrer Väter geschlüpft waren. Ihre Beine steckten in Filzstiefeln, die bis kurz übers Knie reichten, hinter dem sich ein Schlitz befand. Einer der Männer aus der Gruppe schien etwas wohlhabender zu sein als die anderen, da sein Haar mit zahlreichen Elfenbeinringen geschmückt war.

Sie hatten ihre Yaks und Schafe bei sich, die ihnen als Lasttiere dienten. Man glaubt seinen Augen kaum zu trauen, wenn man in Tibet ein voll beladenes Schaf sieht. Ungeheure Mengen an schwerem Gepäck scheinen das kleine arme Tier geradezu zu erdrücken. Doch die Menschen im Orient sind es gewohnt, Haustiere zu außergewöhnlich harter Arbeit heranzuziehen. In der gesamten östlichen Hemisphäre ist dies offenbar gang und gäbe. Auf dem Balkan sieht man nicht selten einen Einheimischen von starkem Übergewicht bequem auf dem Rücken eines schwachen, bedauerlichen kleinen Esels sitzen, der unter dem gewaltigen Körpergewicht seines Herren fast zusammenzubrechen droht. Haustiere sind offensichtlich die einzigen Kreaturen, auf die man in Tibet kaum Rücksicht nimmt. Wilde Tiere und sogar Läuse, erfahren hingegen eine sehr behutsame Behandlung.

Vor allem in den nördlichen und zentral gelegenen Gebieten des Landes sind die Eingeborenen sehr muskulös und breitschultrig, jedoch von recht geringem Wuchs. Erst später, im Süden, traf ich einige sehr große Menschen. Trotz ihrer eintönigen Umgebung sind die Tibeter von ausgesprochen fröhlicher Natur. Sie lieben Musik und entlocken ihren Zimbeln und Trompeten eigenartige Weisen, die auf westliche Ohren außerordentlich monoton wirken.

Die Hirten waren es, wie es schien, nicht gewohnt, Fremden zu begegnen. Als ich mich ihnen näherte, gerieten sie in große Furcht und einige von ihnen ergriffen sogar die Flucht. Erscheinen mehrere Personen, erzeugt dies bei den Hirten sofort Angst, weil es sich um Räuber handeln könnte. Das Auftauchen eines Einzelnen kann für die Hirten allerdings noch schlimmer sein. Es könnte schließlich ein Geist sein.

Unsere erste Konversation bestätigte mir ihre Furcht vor Geistern. Sie fragten mich, ob ich unterwegs jemanden getroffen hätte.

„Ja“, antwortete ich ruhig, „gestern nachmittag - einen Bären.“

„Einen Bären!“ schrien sie. „Hat er mit Dir gesprochen?“

„Nein“, sagte ich überrascht. „Das hat er nicht.“

Das rief offensichtlich große Erleichterung bei ihnen hervor. Sie waren froh, daß ich kein Geist war und die Tatsache, daß ich unmittelbar zuvor auch keinen Kontakt mit Geistern gehabt hatte, machte alles noch leichter.

Die Hirten in Tibet fürchten sich vor Bären, obwohl diese nur selten jemanden angreifen. Sie halten Bären für Manifestationen böser Geister und falls es einmal keine Geister sein sollten, sind es angeblich auch keine Bären sondern Menschen, Abkömmlinge von primitiven Menschen, die es verlernt haben zu sprechen.

Der Mann, der am wohlhabendsten aussah, derjenige mit den Elfenbeinringen im Haar, erbot mir seine Gastfreundschaft und sprach seine Einladung mit freundlicher und sanfter Stimme aus. Fast alle tibetischen Hirten sprechen sanft und viel langsamer als wir in den westlichen Ländern. Keiner dieser Hirten hatte jemals einen Weißen gesehen, womit die Risiken einer Entdeckung sehr gering waren. Nur mein Gesicht, meine Hände und meine Kopfhaut waren gefärbt. Mein Färbemittelvorrat, eine Mischung aus Jod und Öl, war sehr begrenzt. Zudem bestand die Gefahr, daß, obwohl Jod beim Einreiben in die Haut teilweise verdampft, der Körper einen Teil davon aufnehmen würde, was bei der Verwendung größerer Mengen eine Jodvergiftung des

ganzen Körpers zur Folge haben könnte. Wer sich eine Jodvergiftung, und sei sie noch so gering, zuzieht, wird nicht mehr in der Lage pro Tag 60 Kilometer zu marschieren.

So groß diese Entfernungen einem Weißen auch vorkommen mögen, so sind dennoch die meisten Tibeter körperlich damit nicht überfordert. Oft laufen sie an einem einzigen Tag 50 Kilometer ohne dabei eine Rast einzulegen um etwas zu essen. In einem Land, in dem keine Räder rollen und sich der Verkehr ausschließlich aus Fußgängern und Reitern zusammensetzt, sind es die Menschen natürlich gewohnt, riesige Entfernungen auf Schusters Rappen zu überbrücken.

Mein Gastgeber geleitete mich zu seinem Zelt. Es bestand nur aus einem einzigen „Zimmer“. Es war sehr geräumig und verströmte einen üblen Geruch von Dung, verwestem Fleisch und ranziger Butter, vermischt mit den Ausdünstungen der verschiedensten menschlichen Abfallprodukte. Die Frau meines Gastgebers wirkte überaus ungezwungen, was für asiatische Verhältnisse unüblich ist. Frauen sind in Tibet Männern gleichgestellt und man würde sie dort niemals solch eine erniedrigende Behandlung erfahren, wie Frauen in Turkestan oder in Indien. Tibetische Frauen betrachten sich als gleichberechtigte Wesen und verhalten sich daher in Gegenwart ihrer Männer entsprechend unbefangen. Nur in hochreligiösen Angelegenheiten existiert offenbar eine geringe Benachteiligung der Frauen. Der höchste Segen, den die Lamas geben können, indem sie mit einer Art Quaste über das Haupt der Gläubigen fahren, ist Männern vorbehalten. Frauen ist dieser Segen verwehrt und selbst bei Entrichtung einer hohen Summe würde er ihnen niemals zuteil werden.

Mein Gastgeber zeigte nicht das geringste Interesse an seinen Kindern. Dafür beschäftigte er sich umso mehr mit seinen Filzstiefeln. Doch meine Gastgeberin kümmerte sich liebevoll um ihren Nachwuchs. Dies scheint in Tibet die Regel zu sein. Nur Mütter bringen ihren Kindern Liebe und Zuneigung zum Ausdruck während Väter sich ihnen gegenüber ziemlich gleichgültig verhalten.

Die Tibeter sind sehr gesprächig. Sie stellen ebenso viele überflüssige und unwesentliche Fragen, wie die Menschen im Westen, doch muß man ihnen zugute halten, daß sie, trotz ihrer Schwatzhaftigkeit, niemals andere Leute hinter deren Rücken schlechtmachen. Die Tibeter zählen vielleicht zu den freundlichsten Völkern Asiens. Bevor ich die Lamas der übelsten Kategorie kennenlernte, konnte ich keinerlei Anzeichen von Gewalt, Falschheit oder Unredlichkeit vorfinden. Nicht einmal die tibetischen Banditen verhielten sich rücksichtslos wenn sie mich beraubten.

Pure Neugierde ist allerdings weit verbreitet. Wann immer ein unbekanntes Gesicht auftaucht, wird es sofort mit einer Flut von Fragen überhäuft. „Kyod gana yon?“, „Kyod tshi la yon?“, „Kyod su in?“ - Wo kommst Du her? Was machst Du hier? Wer bist Du? und so fort. Gleich wo man sich aufhält, überall werden einem diese Fragen gestellt. Wer verkleidet reist, sollte natürlich aus Gründen der Vorsicht, Menschen und Zelte meiden, wenn er gerade ein weites, unbewohntes Gebiet durchquert hat, bevor er nicht Orte erreicht hat, die etwas abseits der Grenzen zu unbewohnten Territorien liegen.

Ab und an brachten mich die plötzlichen Temperaturschwankungen fast in arge Bedrängnis, da sie sich auf mein Gesicht, meine Hände und meine Kopfhaut auswirkten. In Tibet herrschen an einem Tag nicht selten Unterschiede zwischen 30 und 50 Grad, die jederzeit zu Hautrissen führen können, was für mich eine sehr große Gefahr mit sich brachte. Oft war ich gezwungen, die aufgeplatzten Stellen sofort nachzufärben, was manchmal nicht leicht war, da ich schnell eine glaubhafte Entschuldigung anbringen mußte, um mich sofort zurückziehen und den Makel beheben zu können.

Nach unserem Abendbrot, das aus einer Gerstenmahlzeit mit Buttermilch, Fleisch und Käse bestand, blieb die Familie in ihrem Zelt. Es roch entsetzlich aber die Tibeter sind daran gewöhnt. Es eine Tatsache, je weiter man nach Osten vorstößt, desto weniger entwickelt scheint der Geruchssinn der Menschen zu sein. Mein Gastgeber erzählte einige Witze, deren Pointen ich jedoch beim besten Willen nicht erkennen konnte. Vielleicht benötigt man einiges an Übung um hier geistig

mithalten zu können. Dann gab er eine fromme Legende zum besten, die er von einem Wanderlama gehört hatte. Es ging um einen heiligen Mann, der so heilig war, daß er sich von allem was er besaß, trennte. Sein ganzes Geld gab er den Armen, seine Augen den Blinden und seine Frau jemandem, der sie begehrte. Ich war tief berührt. Tibetische Legenden glorifizieren, im Gegensatz zu westlichen Legenden, nie Stärke und Macht, dafür aber Entsagung und Taten der Nächstenliebe.

Anschließend begab sich die Familie „zu Bett“. Tibetische Nomaden pflegen nackt in ihren Zelten zu schlafen, was ich mir selbstverständlich nicht erlauben konnte. Bevor ich einschlief, gratulierte ich mir zu meinem Erfolg und freute mich darüber, daß mir Schwierigkeiten erspart geblieben waren. Alles war besser vonstatten gegangen, als ich es erwartet hatte. Im großen und ganzen war es sehr einfach gewesen, meine wahre Identität zu verbergen. Die Familie hatte nicht die leiseste Ahnung, daß ich kein Tibeter war.

Natürlich hatte ich sowenig wie möglich gesprochen, und das auch nur über recht belanglose Dinge. Mit verträumtem Gesichtsausdruck war ich bei ihnen gesessen und hatte auf alles Interessante gelauscht, was sie von sich gaben. Wann immer ich in eine heikle Situation zu geraten drohte, weil ich nicht genau verstanden hatte, was sie mitteilen wollten, markierte ich einen „Anfall von Heiligkeit“ und versenkte mich ins Gebet. Vermutlich hielten sie mich für einen sehr merkwürdigen Tibeter aus einer weit entfernten Gegend ihres Heimatlandes, der ziemlich einfältig und scheu war und gelegentlich von verrückten Anfällen übermannt wurde. Trotzdem verhielten sie sich die gesamte Zeit über zuvorkommend, gastfreundlich und aufmerksam.

Die Tibeter essen für Leben gern verdorbenes Fleisch, in dem sich Würmer befinden. Da sich Fleisch in Tibet nahezu unbegrenzt hält, ist es für sie recht problematisch, sich ihr Leib- und Magengericht zuzubereiten. Es besteht aus verschiedenen, miteinander vermengten Organen geschlachteter Tiere und wird mehrere Tage bei sehr hoher Temperatur gelagert. Anschließend wird das Fleisch in der Erde vergraben. Zwei Wochen später, nachdem man es wieder hervorgeholt hat, wird es in kleine Säckchen abgefüllt, aus den dann die Tibeter

naschen. Man denkt dabei unwillkürlich an die Pralinenschachteln junger Damen im Westen.

Spät am Abend brachte die Familie ihre Habe in ihr Zelt. Die Außentemperatur lag bei 0 Grad und der Fleischkarton war gefroren. Bald nach Sonnenaufgang begann er zu tauen und einen Geruch zu verströmen, der mich dazu zwang, an die frische Luft zu stürzen. Mein Gastgeber blickte mich zutiefst überrascht an. Wahrscheinlich sah er zum ersten Mal in seinem Leben einen Menschen, dem dieser köstliche Dutt unangenehm war. Vermutlich hielt er mich für sehr wählerisch.

In manchen Bezirken Tibets veranstalten die Bewohner gerne Wettessen. Große Mengen der billigsten vorhandenen Lebensmittel, in der Regel bestehen sie aus Gerstenmehl, werden herangeschafft und verzehrt. Wer die größte Menge vertilgt hat, wird zum Sieger gekürt. Die Spielregeln sind sehr streng und wer sich aus der Runde während des Wettbewerbs entfernt, sei es auch nur für wenige Sekunden, wird sofort disqualifiziert. In einigen Gegenden mag die Bevölkerung an solchen Belustigungen interessiert sein, doch traf ich nie einen wirklich weisen Tibeter, der sich um seine Leistung zu kümmern schien. Einige Teilnehmer trainieren schon Tage oder Wochen vor dem Ereignis, indem sie die vier-bis fünffache Menge ihrer üblichen Portion zu sich nehmen. Erst unmittelbar vor dem Wettessen beginnen sie zu fasten.

Ich konnte zwar nicht exakt feststellen, wieviel der Sieger eines dieser tibetischen Wettessen verschlungen hatte, doch versicherte mir eine andere Nomadenfamilie, bei der ich mich zwei Tage später aufhielt, daß einer ihrer Freunde bei einem Wettessen zwischen 10 und 15 Pfund vertilgt habe.

Sport, so wie wir ihn kennen, ist im Großteil Tibets praktisch unbekannt. Märsche bei hoher Geschwindigkeit, Wettläufe und Eisläufe hingegen sind keine Seltenheit. Tibetische Schlittschuhe haben statt Metallkufen, Kufen aus Knochen.

In Gegenwart meiner Gastgeber und einiger Freunde erzählte mir ein Tibeter eine lustige Geschichte, die er einmal gehört hatte und bei der es sich um Gefräßigkeit drehte:

Ein Tibeter, der ganz alleine umher ging, begegnete plötzlich einer riesigen Schlange von furchterregendem Äußeren. Nie zuvor hatte er eine solche Schlange gesehen oder davon gehört. In großer Panik rannte er davon, suchte sich ein Versteck und beobachtete von dort aus zitternd das Untier. Die Schlange fiel über viele kleine Tiere her und verschlang sie mit einem nicht enden zu wollenden Appetit. Nach stundenlangem unaufhörlichen Fressen wurde sie immer dicker und dicker, bis es schien, als müßte sie nun jeden Augenblick platzen. Plötzlich gab sie ein lautes Zischen von sich und ein Zauberer trat aus seiner Höhle hervor und gab ihr einen kleinen roten Ball. Kaum hatte die Schlange auch den Ball geschluckt, begann sie zu schrumpfen. Ihr Körper dehnte sich nicht länger aus sondern fand wieder zu seinen normalen Ausmaßen zurück. Der Zauberer hatte mehr dieser roten Bälle am Boden hinterlassen und die Schlange begann erneut damit, so viele kleine Tiere wie nur möglich in ihre Gewalt zu bringen und zu verschlingen, während sie sich dabei langsam vom Versteck ihres Beobachters entfernte. „Wie interessant“, dachte der Mann. „Könnte ich einen dieser kleinen roten Bälle in meinen Besitz bringen, würde ich ihn bei einem Wettessen nach dem Sattsein schlucken und anschließend weiteressen bis zum Sieg.“ Als die Schlange weit genug entfernt war, stürzte er blitzschnell vorwärts, griff sich einen der kleinen roten Bälle und rannte nach Hause so schnell er konnte. Als er ein paar Tage später an einem Wettessen teilnahm, verbarg er den Ball in seinem amfang (Brusttasche). Nachdem er nach dem Verzehr von dreißig Schüsseln tsamba (Gerstenmehl) glaubte Platzen zu müssen, zog er unauffällig den Ball aus seiner Brusttasche und schluckte ihn hinunter. Plötzlich begann sein Körper zu schrumpfen, bis er sich schließlich unter den erstaunten Blicken der Anwesenden völlig verschwand. Zurück blieben nur seine Kleider, inmitten derer man den Inhalt der 30 Schüsseln tsamba erkennen konnte. Die roten Zauberbälle besaßen die Fähigkeit, sämtliche organische Materie aufzulösen - mit einer einzigen Ausnahme: Schlangenfleisch!

Nachdem die tibetischen Nomaden diese originelle Geschichte gehört hatten, waren sie für einige Sekunden sehr still, bevor sie in tosendes Gelächter ausbrachen, das vielleicht eine ganze Minute lang anhielt. Die Tibeter sind ausgesprochene Frohnaturen und freuen sich wie Schneekönige, wenn sie einen Witz hören oder etwas Ungewöhnliches sehen. Ich glaube, wenn irgendetwas geschehen wäre, das mich dazu veranlaßt hätte, meine Verkleidung abzulegen und es wäre mit einem Mal ein Weißer vor ihnen gestanden, hätten sie sich über diesen ungewöhnlichen Anblick köstlich amüsiert.

Unter solch einfachen Menschen ist das Risiko einer Enttarnung natürlich gering. Der folgende Tag war bereits der fünfte, den ich in Gesellschaft der Nomaden verbrachte. An diesem Tag ging etwas Farbe aus meinem Haar verloren, was eine helle Strähne auf meinem Haupt hinterließ. Dies dürfte eine der unangenehmsten Erfahrungen sein, die man machen kann, wenn man verkleidet reist. Was geschehen war, bemerkte ich erst, als sich meine Aufmerksamkeit auf einige der Nomaden richtete, die sich bei leiser Unterhaltung darüber wunderten, daß ein so junger Mann schon eine weiße Haarsträhne hatte. Am folgenden Tag ergab sich jedoch eine noch peinlichere Situation, die mich dann zwang, diese Gegend so schnell wie möglich zu verlassen.

Nachdem ich an einer tibetischen Mahlzeit teilgenommen hatte, die wie üblich aus einem Gerstenmehlgericht, Buttermilch, Käse und Fleisch (letzteres lehnte ich ab) bestand, verspürte ich das Bedürfnis, etwas Natron einzunehmen, (Meine Reiseapotheke enthielt eine Packung Natron, das mir nach schlecht verträglichem Essen Erleichterung verschaffen sollte und etwas radioaktive Erde zur Desinfizierung von verschmutztem Wasser.) Verstohlen gab ich eine Prise Natron in den Buttermilch. Niemand hatte etwas bemerkt. Als ich das Getränk, ganz wie es die tibetische Etikette verlangt, mit den Fingern umrührte, bildeten sich einige Blasen und der lauwarme Tee begann zu schäumen. Meine tibetischen Freunde erfaßte Panik. Als ich die Schale zum Mund führte, stießen sie Schreie des Entsetzens aus, aber ich stürzte die Flüssigkeit hinunter, bevor sie sie mir entreißen konnten. Mit von Schrecken gezeichneten Gesichtern standen sie um mich herum. All diese Aufregung wegen einer derartigen Belanglosigkeit war mir sehr

unangenehm. Warum um Himmels Willen hatten sie solch eine höllische Angst? Warum starrten sie mich wortlos an? Hatten sie herausgefunden wer ich in Wirklichkeit war? Sollten sie plötzlich gemerkt haben, daß ich einer jener pee-lins (Weißhäute) war, über die sie von den Priestern so viel Schlimmes gehört hatten? Sollte ich die Flucht ergreifen?

Viele Gedanken schossen durch meinen Kopf, während sie mich minutenlang entgeistert anstarrten ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Nach einer kurzen Weile berührte einer von ihnen meine Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Shi ma zin." (Er lebt trotzdem noch.)

„Nein, er ist nicht tot. Es ist ein Wunder!" schrien die anderen.

„Ich bin froh, daß er noch lebt!" rief glücklich ein junges tibetisches Mädchen, das mir während meines kurzen Aufenthalts bei der Familie oft genug ihre Sympathie signalisiert hatte.

Ich erhob mich.

„Er ist nicht einmal krank!" brüllte ein Junge.

„Er nimmt Gift und es kann ihm nichts anhaben!" kreischte ein anderer.

Hatte mich denn jemand vergiften wollen? Ich mußte das Geheimnis aufklären. Von all ihrer früheren Vertrautheit mit mir war nichts mehr vorhanden. Auf einmal betrachteten sie mich als einen Heiligen, der Gift nehmen konnte, ohne dadurch Schaden zu erleiden.

Einige Tage später wurde mir des Rätsels Lösung offenbar. Tibeter sind davon überzeugt, daß das Sprudeln einer warmen Flüssigkeit eindeutig beweist, das diese Gift enthält. Nachdem ich Natron in den Buttermilch gegeben hatte, schäumte der Tee auf und meine Freunde starrten mich, während ich das „Gift" trank, deshalb so schockiert an, weil sie glaubten, ich müsse nun auf der Stelle tot umfallen.

Durch diesen unglücklichen Vorfall wurde das ungezwungene Verhältnis, das zwischen uns geherrscht hatte, zerstört. Von nun an war

ich ein „großer Heiliger“ und es begannen sich Gerüchte von einem „Wunder“ zu verbreiten. Ich hielt es jetzt für das Klügste, schleunigst von diesem Ort zu verschwinden, bevor die Neuigkeit von dem „Wunder“ die Lamas erreichte, die zweifelsohne zu Nachforschungen und zu einer gründlichen Untersuchung des „heiligen Mannes“ geführt hätten.

Als ich nach einem Vier- bis Fünftagesmarsch die Zelte anderer tibetischer Nomaden erreichte, hatte ich in vier Tagen eine Strecke von rund 300 Kilometer zurückgelegt, obwohl die direkte Entfernung zwischen beiden Orten kaum mehr als 130 bis 150 Kilometer beträgt.

Als ich ein Zelt betrat, stand ich unversehens vier nackten Tibeterinnen gegenüber, die durch das plötzliche Auftauchen eines Fremden in keinsten Weise peinlich zu berührt sein schienen. Ebensowenig machten sie die geringsten Anstalten, ihre nackten Körper zu verhüllen. Normalerweise ist tibetischen Frauen das Schamgefühl, so wie wir im Westen es kennen, fremd. Es stellt für sie kein Problem dar, sich so zu zeigen, wie Gott sie geschaffen hat. Die einzigen Ausnahmen bilden hier werdende Mütter. Wer bereits Länder besucht hat, in denen Frauen sich ohne jede Scheu unbekleidet zeigen, wird wissen, daß dort nur Schwangere dies nicht zu tun pflegen. Es scheint, als ob die Natur selbst werdenden Müttern den Instinkt verliehen hat, ihren Körper nicht zu entblößen um während der Schwangerschaft sexuellen Verkehr zu vermeiden. Wenn irgendetwas als unnatürlich zu bezeichnen ist, dann ist es Geschlechtsverkehr im Verlauf der Schwangerschaft, der von vielen fortgeschrittenen tibetischen Okkultisten als schweres Verbrechen am ungeborenen Leben und an der Menschlichkeit angesehen wird. Darüber hinaus glauben sie, daß Verkehr mit werdenden Müttern die Hauptursache für die Entstehung der Krankheit Krebs ist, weil durch ihn im Mann, in der Frau und im Kind eine latente Anfälligkeit für diese Erkrankung hervorgerufen wird. Natürlich können sie dies wissenschaftlich nicht belegen. Es kommen zwar Fälle von Krebs in Tibet vor, doch offensichtlich erheblich weniger als in westlichen Ländern, in denen die Krebssterblichkeitsrate von Jahr zu Jahr in alarmierendem Ausmaß steigt, obwohl hunderte Millionen in Krebsforschung und Anti-Krebskampagnen investiert werden. Tibeterinnen waschen sich unter

keinen Umständen. Ein Mann, der seinen Körper mit Wasser reinigte, käme in den Ruf eines Schwächlings, während eine Frau „ihre Glückseligkeit hinfortwünsche“, was als noch schlimmer gilt. Gewöhnlich reinigen die Tibeter ihre Körper mit Butter oder Senf und ihre Gebrauchsgegenstände mit Sand.

Tibetische Nomaden arbeiten nicht viel, aber nichtsdestoweniger sind sie den ganzen Tag über beschäftigt, da sie sich für alles was sie tun, ausreichend Zeit gönnen. Die meisten unserer westlichen Rationalisierungsexperten würden geradezu verzweifeln, könnten sie die Tibeter beobachten. „Ka-le, ka-le“ (Immer mit der Ruhe, immer mit der Ruhe) hört man die Tibeter häufig sagen.

Zur Herstellung von Butter beispielsweise, wird Milch in Schafhautbeutel abgefüllt, die stundenlang hin- und hergerollt werden, bis die Milch endlich zu Butter geworden ist. Tibetische Butter ist unglaublich billig. Oft reichen dreißig oder vierzig Pfund Butter nicht aus, um dafür ein Pfund getrocknetes Gemüse zu erwerben. Ich zog stets deshalb die Aufmerksamkeit der Tibeter auf mich, weil ich nie größere Mengen Butter verzehren konnte, erst recht keine, die bereits mehrere Monate alt war. Je entsetzlicher Butter riecht, desto lieber ist sie den Tibetern. Ich beobachtete einmal einen Jungen, der mindestens ein halbes Pfund ranziger Butter auf einmal aß.

Milch wird in Tibet höchst selten genossen. Dieser Umstand war mir in Tibet ganz besonders unangenehm, denn Milch ist zumeist in großen Mengen vorhanden und wäre für mich eine leicht aufzutreibende praktische Nahrung gewesen,. Ich konnte aber nur selten Milch verlangen, ohne dadurch Gefahr zu laufen mich verdächtig zu machen. So war ich denn zumeist, wenn ich mit Menschen zusammentraf und daher vorübergehend meine Diät, die in der Einsamkeit aus rohen Gerstenkörnern bestand, ändern konnte, auf die tibetische Suppe angewiesen, ein köstliches Gemisch aus Tee, gemahlenen Gerstenkörnern und furchtbar ranziger Butter. Sie sieht zwar aus wie Jauche, schmeckt aber nicht allzu schlecht.

Man trinkt sie laut schlürfend aus einem Holznapf. Wenn man vergißt, beim Trinken seiner Suppe laut zu schlürfen und den Eßnapf nach der Mahlzeit mit der Zunge auszulecken, so gilt man in Tibet als ungebildet.

Ich näherte mich wieder bewohnten Gebieten. Dort war größere Vorsicht angeraten um keinen Verdacht zu erregen. Ich hoffte trotzdem, daß aufgrund der Tatsache, daß die verschiedenen Gegenden Tibets in vielerlei Hinsicht sehr stark voneinander abweichen, der größte Teil der Menschen in ständig bewohnten Gebieten meinen unbekannten Akzent und Satzbau auf meine Herkunft aus weit entlegenen Winkeln des Landes zurückführen würde. Mit Gelehrten, Priestern und Mönchen, wollte ich, so hatte ich es mir vorgenommen, ohnehin nicht sprechen und mich in deren Gegenwart als Taubstummer und Analphabet ausgeben um keinen Verdacht zu erregen.

Mit Höflichkeitsbezeugungen wie *kale peb* (Gute Reise!) und *kale yuden jag* (Lebe wohl! wörtlich übersetzt: Mache es Dir bequem!) nahm ich Abschied von diesen wundervollen tibetischen Nomaden, deren Wärme und Schlichtheit mich zutiefst berührt hatten.

5. Unter Räubern

Ganz anders als mit den tibetischen Nomaden, die ihrem gemächlichen Lebensstil frönen, verhält es sich mit den dortigen Banditen, die man gewiß nicht als langsam bezeichnen kann. Ebenso blitzschnell wie sie auftauchen, sind sie auch wieder verschwunden. Die Tibeter nennen sie deshalb gyog-pas, was wörtlich übersetzt „schnell“ oder „flink“ bedeutet. Zu meinen außergewöhnlichen Erlebnissen in Tibet zählten auch meine taktvollen Versuche, diese Herren abzuwehren. Raub wird in Tibet nur selten bestraft. Fast überall treiben sich Banditen herum, die es auf wehrlose Reisende abgesehen haben, doch sind die wenigsten von ihnen Berufskriminelle. Zum Großteil sind es Menschen, die mit zeitweisen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Geht beispielsweise ein tibetischer Händler bankrott, betrübt ihn dieser Umstand keineswegs sonderlich. Bald darauf wird bekannt, daß er nun seine Misere durch Raubzüge kompensiert. Das tut er allerdings nur solange, bis er über ausreichende Mittel verfügt, die es ihm ermöglichen, sein früheres Geschäft wieder aufzunehmen.

In den meisten Gegenden Tibets handelt es sich bei den Räubern um Burschen, die über einen recht guten Charakter verfügen. Niemals würden sie ihr Opfer töten, es sei denn, letzteres würde sich gewaltsam zur Wehr setzen und eines der Bandenmitglieder verletzen oder gar töten. Sollten sie dennoch gelegentlich unwirsch auftreten, dann ist dies eher auf die ihnen typische Unwissenheit und kindliche Neugier zurückzuführen, als auf wirkliche Bosheit. Bei einer meiner Begegnungen mit ihnen, entfernten sie das Objektiv aus meiner Kamera und füllten sie mit Wasser aus einem nahegelegenen Salzsee um sie damit gründlich durchzuspülen. Dann holten sie Trinkwasser herbei, gössen es wieder in die Kamera und versuchten, aus ihr zu trinken. Als sie merkten, daß all ihr Tun keinen Sinn machte, setzten sie das Objektiv wieder ein, gaben mir die Kamera zurück und bedankten sich bei mir. Große Freude bereiteten ihnen auch meine Filme, die sie bei hellem Tageslicht entnahmen und damit herumspielten wie kleine Kinder, die ein neues Spielzeug entdecken, das sie nie zuvor gesehen hatten.

Zwei weitere besonders interessante und originelle Erlebnisse, die ich mit diesen Gaunern hatte, will ich meiner Leserschaft keinesfalls vorenthalten.

Eines Tages stand ich plötzlich einer größeren Bande, die aus 20 bis 30 Räufern bestand, gegenüber, von denen die meisten Talismane an einer Halskette trugen. Talismane, die Räufern Glück bringen sollen, sind häufig speziell geweiht und werden von den Lamas verkauft. Die Banditen wirkten sehr bedrohlich. Auch wenn sie gewiß keine wirklich böartigen Menschen waren, mußten sie natürlich aus „beruflichen“ Gründen ein recht kriegerisches Erscheinungsbild abgeben. Wahrscheinlich erwarteten sie, daß ich sofort davonlaufen, zumindest aber sie voller Angst anstarren würde. Mein ruhiges Auftreten brachte sie offensichtlich in Verlegenheit. Ein Angreifer, dessen Opfer keinen Widerstand leistet und keinerlei Anzeichen von Angst zeigt, was darauf schließen läßt, daß Furcht nicht der Grund für diese passive Verhaltensweise ist, muß stets in den Glauben geraten, daß ihm sein Gegenüber überlegen ist. Er wird das unbestimmte Gefühl haben, daß ihm eine etwas Höheres als nur pure Passivität im Wege steht.

Als sie sahen, daß ich nicht die Flucht ergriff, zögerten sie einen Moment, als ob sie irgendeine unsichtbare Kraft zurückhielt. Dann gingen einige der mutigeren Gesellen doch wieder zur Tagesordnung über, indem sie sich mir näherten und meine persönliche Habe durchsuchten. Als sie ein Paar Hosen entdeckten, die denen ähneln, die tantrische Priester, die angeblich über starke magische Kräfte und Gewalt über zahlreiche böse Geister verfügen, unter ihrem Gewand tragen, schienen sie zurückzuschrecken. Wieder zögerten sie einen Augenblick, bevor sie schließlich, ganz ihrer Gewohnheit entsprechend, alles gründlichst durchforsteten. Der Anblick einer Sicherheitsnadel stellte sie vor große Rätsel.

„Was ist das?“ fragten sie.

Ich sagte nichts. Wie um alles in der Welt sollte ich tibetischen Räufern mit wenigen Worten die unzähligen Anwendungsmöglichkeiten dieser allerglorreichsten Errungenschaft der Zivilisation und einem wahren

Geschenk des Himmels für jeden Alleinreisenden - der Sicherheitsnadel - begreiflich machen?

„So etwas habe ich noch nie gesehen. Es könnte ein magisches Werkzeug sein, das einem mächtigen Zauberer gehört.“ sagte einer der Räuber.

Alles was die Tibeter nicht verstehen, erklären sie meist zu magischen Gegenständen.

„Vielleicht kann man damit böse Geister festhalten.“ meinte ein anderer.

„Und was ist, wenn der böse Geist in diesem Ding schon gefangen ist?“ fragte ein dritter Räuber mit stockender Stimme.

Gerade als sie mein Zelt erreichten und darüber berieten, ob sie es mitnehmen sollten oder nicht, traf uns plötzlich ein heftiger Windstoß, mit dem niemand gerechnet hatte, da der Wind in Tibet am Vormittag nur sehr selten bläst. Die Böe war so stark, daß sie uns fast umgeworfen hätte.

„Wir sollten diesen Zauberer in Ruhe lassen“, riet eines der Bandenmitglieder.

„Er wird Unglück über uns bringen“, warf ein anderer Held ein.

„Er besitzt magische Geräte“, womit er meine Sicherheitsnadel meinte, „magische Hosen und hält seine Augen halb geschlossen.“

In Tibet hielt ich natürlich stets, da ich blaue Augen habe, die Lider gesenkt. Ich hätte meine Augen ebenfalls färben können, doch kann dies auf Dauer schädlich sein.

„Wenn er seine Augen ganz öffnet, kann dies eine Katastrophe bedeuten“, sagte einer von ihnen mit tiefer Stimme.“

„Irgendetwas stimmt nicht mit diesem Mann“, konstatierte ein recht würdevoll wirkender Räuber, vermutlich der Anführer der Bande, der die ganze Zeit über das Geschehen ruhig aus einiger Entfernung verfolgt hatte, ähnlich eines Generals, der eine

militärische Operation leitet, „aber außer einem Zelt, etwas Essen, einigen Münzen und magischen Werkzeugen besitzt er nichts von Wert. Gehen wir!"

Sie zogen sich alle zurück, wobei sie es nicht mehr wagten, mich direkt anzusehen.

Meine nächste Begegnung mit den tibetischen Vertetern dieses Berufsstandes verlief sogar noch amüsanter. Diesmal bestand die Gruppe nur aus sechs oder sieben Mann. Sie waren unberitten und sahen mich in der Abenddämmerung alleine und schutzlos marschieren. Es war eine recht sumpfige Gegend und auf dem 33. Breitengrad wird es sehr schnell dunkel. Da mir bekannt war, daß Sumpfgebiete nicht ungefährlich sind, zog ich die Flucht vor. Die Räuber liefen nun stundenlang umher und suchten mein Versteck. Sorgfältig hatte ich mir einen Platz ausgewählt, der über einen relativ trockenen Boden verfügte und über einen umständlichen Pfad durch einen dunklen Sumpf erreichbar war. Dadurch genoß ich den Vorteil, daß dieses Versteck im Dunkeln nicht ausfindig zu machen war. Nachdem sie noch einmal lange Zeit gesucht und sich vergewissert hatten, daß ich nicht entkommen sein konnte, entschieden sie sich, bis Tagesanbruch zu warten.

Schon früh am Morgen nahmen sie ihre Suche wieder auf und entdeckten mein Zelt kurz vor Sonnenaufgang. Einer der Räuber, der meinem zuvor mit äußerster Behutsamkeit gewählten Weg durch den Sumpf zu meinem Versteck nicht genau folgte und eine Abkürzung über den sumpfigen Untergrund wählte, sank plötzlich, etwa sechs bis acht Meter vor meinem Zelt, bis zur Brust ein.

Er schrie jämmerlich während der Sumpf ihn erbarmungslos tiefer zog. Seine Kameraden waren zu weit entfernt um ihm zu Hilfe eilen zu können und das letzte, was er erwartet hatte, war Hilfe von seinem anvisierten Opfer.

Ich warf ihm mein Lasso entgegen. Der bedauernswerte Kerl glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Wenige Sekunden später befand er sich

wieder auf trockenem Grund, blickte ziemlich irritiert drein und wußte nicht, was er tun sollte.

In westlichen Ländern ist es üblich, einem Durchnässten die Kleider zu trocknen - nicht so in Tibet. Selbst wenn ein Tibeter beim Überqueren eines Flusses in eisiges Wasser stürzt und naß bis auf die Haut wird, marschiert er auch bei tiefsten Temperaturen einfach weiter oder setzt sich nieder, als sei nichts geschehen. Die anderen Räuber hatten die Rettung ihres Kameraden aus etwa 100 Meter Entfernung beobachtet und konnten kaum fassen, was sich vor ihren Augen abspielte. Nach einigem Zögern wagten sie sich behutsam näher. Wenige Augenblicke später saßen wir alle in zwei Kreisen auf dem Boden. Sie bereiteten mir ein Frühstück zusammen mit dem ihren und - als Zeichen ihrer äußersten Dankbarkeit - zusätzlich die größte Delikatesse Tibets, die nur bei besonderen Anlässen aufgetischt wird: sko-tse, eine Mischung aus Blättern, die zu Kugeln geformt werden und in Butter gebraten vorzüglich schmecken.

„Kyod gana yon" (Woher kommst Du?) war eine ihrer ersten Fragen.

„Von sehr weit her", antwortete ich. „Aus dem Grenzland von Bod." (Bod ist eine inzwischen veraltete Bezeichnung für Tibet. Der Übersetzer.)

Die Räuber fühlten sich etwas unbehaglich. Je weiter ein Mann gereist war, desto wahrscheinlicher wurde er von yi-dags (Geistern) begleitet. Hätten sie gewußt, daß ich pro Jahr mindestens 15.000 Kilometer reise, wären sie vermutlich aufgesprungen und davongestürmt.

„Du siehst weder wie ein Tibeter aus noch sprichst Du so", sagte unvermittelt einer der Räuber, ein durchaus gewitzter Geselle, der, wie sich später herausstellte, lange Zeit allein unterwegs gewesen war und viele Menschen kennengelernt hatte.

Mit dieser Frage zog er die Aufmerksamkeit der gesamten Horde auf mich.

„Ich bin schon viel herumgekommen, sogar im Ausland“, gab ich zurück.

„Im Ausland, im Ausland!“ wiederholte die ganze Bande kreischend. Es klang so, als würden Weiße schreien: „Er war auf dem Mond!“

„Auch ich bin schon viel herumgekommen“, wandte sich der gewitzte Bursche an mich, der gemerkt hatte, daß irgendetwas Fremdartiges an mir war, „aber niemals im Ausland.“

„Wie aufregend, Reisen im Ausland!“ bemerkte ein anderer.

„Bist Du in vielen Ländern gewesen?“

„Ja, ich bin in vielen Ländern gewesen.“

„Warst Du auch im Land der Weißhäute?“

„Ich habe Weiße getroffen“, antwortete ich ausweichend. Damit hatte ich nicht einmal gelogen.

„Ist es wahr, daß Weiße Gerstenmehl in ihren Köpfen haben, das durch ihre Augen schimmert und ihre Augen farblos und häßlich macht, so daß bod-pas (Tibeter) sich in ihrer Gegenwart unwohl fühlen?“

„Davon habe ich nichts bemerkt“, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Zwei der Räuber unterhielten sich in gedämpftem Tonfall miteinander. Offensichtlich hielten sie mich für einen Aufschneider, der sich damit brüsten wollte, Weißen begegnet zu sein.

„Wenn Du soviel gereist bist“, sagte der schlaue Räuber, dessen Stimme etwas Mißtrauen verriet, „bist Du auch den Indern begegnet, die Ohren haben wie Rehe.“

„Hast Du sie schon einmal gesehen?“ fragte ich.

„Nein“, lautete seine Antwort, „aber es ist allgemein bekannt, daß die Inder Rehohren haben.“

Vorsichtig darauf bedacht, die Unterhaltung auf einfache Dinge zu beschränken und selbst so wenig wie möglich zu reden, wechselte ich das Thema und bald sprachen wir nicht mehr über andere Völker sondern über derart simple Angelegenheiten wie Essen, Trinken, das Wetter und das Leben, bei denen mich meine Kenntnisse der tibetischen

Umgangssprache weniger oft im Stich ließen. Später trennten wir uns als gute Freunde.

„Alles schön und gut, was Du uns über Deine Begegnungen mit den Weißhäuten erzählt hast“, sprach mich während unseres Abschieds einer der etwas ruppigeren Herren an, „aber ich glaube Dir kein Wort davon!“

Gutes Benehmen schien nicht gerade zu seinen Stärken zu zählen und daher wußte er natürlich auch nicht, seine Zweifel auf höfliche Art und Weise vorzubringen. Um mich von der Schärfe dieser flegelhaften Bemerkung abzulenken, überreichte mir ein anderer Bandit, zusätzlich zu dem Abschiedsgeschenk, das ich bereits von ihnen erhalten hatte, einige Federn des kwa-ta.

„Diese Federn sind sehr nützlich. Wenn Du krank wirst, lege sie auf DeinerLKopf und Du wirst keine bösen Geister sehen.“

Die meisten Tibeter sehen überall Geister. Kein Haus, kein Zelt, nicht einmal die unfruchtbarste Wüste, in der kein Mensch es je wagen würde, sich niederzulassen, ist frei von ihnen. Geister lauern in Yakdung ebenso wie in Kochutensilien. Oft werden auch die Banditen selbst für Geister gehalten. Es geschieht, daß tibetische Nomaden von Banditen ausgeraubt werden und nach deren Verschwinden glauben, daß alles nur eine Halluzination gewesen sei. Erst wenn sie die ihnen geraubten Gegenstände zu vermissen beginnen, erkennen sie, daß die Begegnung nicht ihrer Einbildung entsprungen, sondern real war. Umgekehrt neigen die Tibeter ebenso dazu, Banditen in Wüstengebieten auftauchen und verschwinden zu sehen, in denen sich noch nie ein Räuber hatte blicken lassen. Einige Tage nach meinem eben geschilderten Erlebnis mit den Räufern, kam ich durch ein Tal, als ich mit einem Mal von einem der vielen Erdbeben, die in Tibet gegenwärtig immer häufiger auftreten, überrascht wurde. Es begann mit einem ungeheuren Poltern und riesige Steinblöcke rasten von allen Seiten herab. Um Leib und Leben zu retten, mußte ich blitzschnell mehreren Steinen ausweichen. Als das Beben wenige Minuten darauf seinen Höhepunkt erreicht hatte, schlingerte die Erde wie ein kleines Boot in einem Sturm und es war nicht mehr

möglich, sich aufrecht zu halten und den Steinen zu entgehen, ohne wie Tier auf allen Vieren herumzujagen.

Mehrere Tibeter, die sich einige hundert Meter entfernt von mir befanden, wurden von Felsblöcken getroffen und kamen dabei offensichtlich ums Leben. Nachdem das Beben aufgehört hatte, sah ich zu meinem Erstaunen neben den reglosen Körpern seiner Kameraden einen Tibeter sitzen, der nichts unternahm, um herauszufinden, ob einer von ihnen noch am Leben war. Als ich an ihn herantrat, bemerkte ich, daß er unversehrt geblieben war. Er wirkte ruhig und zufrieden, so wie jemand, der Zeuge eines wunderbaren Sonnenaufgangs wird. Nichts an ihm verriet auch nur in geringstem Maße Trauer oder Entsetzen über den Tod seiner Gefährten, die soeben unmittelbar vor seinen Augen erschlagen worden waren.

Ich berührte die vor mir liegenden Körper. Die Männer waren tot.

„Deine Kameraden sind tot“, sprach ich ihn an.

„Tot“, sagte er, „nein, warte eine Weile, sie werden gleich wieder aufstehen.“

„Aber nein“, beharrte ich, „sie sind wirklich tot. Ihr Brustkorb ist zerschmettert. Sie werden nie mehr aufstehen.“

„Warte, bis der Geist mich verläßt“, erwiderte der Tibeter.

„Welcher Geist?“ fragte ich.

„Der Geist, der diese Täuschung erzeugt hat.“ antwortete er.

Er glaubte, daß die ganze Katastrophe lediglich eine Halluzination war, erzeugt von einem bösen Geist, der ihm kurz vor dem Erdbeben erschienen war. So können also nicht nur Räuber sondern sogar Erdbeben samt ihrem schrecklichen Lärm für Tibeter aus reinen Trugbildern bestehen.

Wie die auch meisten anderen Katastrophen, schreiben die Tibeter Erdbeben, vorausgesetzt sie akzeptieren sie als Realität, dem Zorn ihrer Götter zu, die verärgert sind wegen der negativen Gedanken menschlicher Wesen und die Welt deshalb mit Erdbeben oder Epidemien strafen.

Ganz gewiß sind die tibetischen Räuber alles andere als diejenigen, die die Götter erzürnen würden. Sie rauben ihren Opfern nur das, was ihnen auch tatsächlich von Nutzen ist - nicht mehr und nicht weniger. Während der zivilisierte Mensch nur selten freiwillig seiner eigenen Habsucht Grenzen setzt, aber von anderen erwartet, daß diese sich beschränken, kennt die Habsucht der tibetischen Räuber bestimmte freiwillig akzeptierte Grenzen.

Einmal wurde ich von Banditen ausgeplündert, als ich mich noch mehrere hundert Kilometer vom nächsten Ort entfernt befand, an dem ich mir wieder Nahrung hätte beschaffen können. Unter klarer Berücksichtigung dieses Umstandes nahmen sie mir nicht meinen gesamten Proviant ab, sondern ließen mir so viel, daß ich unterwegs nicht verhungern würde. Die tibetischen Räuber respektieren diese Grenze. Sie sind hart, aber nicht gnadenlos.

6. Die tibetische Zivilisation

Es geschah nicht selten, daß ich rein zufällig Gespräche, manchmal sogar Gespräche sehr vertrauter Natur, mitbekam, die Lamas oder gewöhnliche Tibeter führten. Bald nachdem ich wieder ein bewohntes Gebiet erreicht hatte, wurde mir die seltene Freude zuteil, Zeuge einer längeren Konversation dreier reicher Tibeter zu werden, die teure Ohrringe aus Türkis trugen und einer großen Schar von Dienern umgeben waren, die mit Schlagstöcken ausgerüstet war.

Für einen ärmlich gekleideten Tibeter kann es recht unangenehme Folgen haben, wenn er solch reichen Herrschaften und ihrer Dienerschaft begegnet. Tritt er nicht schnell genug zur Seite oder unterläßt er es, seine Zunge herauszustrecken, was in Tibet als Zeichen des Respekts angesehen wird oder erhebt er sich nicht, wenn bedeutende Persönlichkeiten an ihm vorbeiziehen, nutzen dies die Diener dazu, sich bei ihren Herren einzuschmeicheln, indem sie ihm eine gehörige Tracht Prügel erteilen.

Auch ich trat nicht zur Seite als sie herankamen, doch die Diener erfuhren von einigen gebildeten Tibetern, die soeben versucht hatten, mich anzusprechen, daß ich „ein taubstummer Reisender“ sei. So blieb ich vor Schlägen verschont und die Herren von Rang und Namen hielten nicht weit von mir und begannen sich zu unterhalten, sodaß ich gut mithören konnte.

Mit majestätischer Geste befahlen sie den Dienern, Essen herbeizuholen. Reiche Tibetaner pflegen zu brüllen, statt zu reden und auch ihr Lachen klingt eher wie ein Brüllen. Je kräftiger die Stimme eines Mannes ist, für desto reicher und mächtiger wird er gehalten. Die reichen Tibeter glaubten, daß sich, abgesehen von dem „Taubstummen“, wohl niemand in Hörweite befinde. Sie senkten ihre Stimmen ein wenig und begannen damit, Witze über die Lamas zu reißen, während sie ständig argwöhnische Blicke in sämtliche Richtungen warfen. Die Lamas stellen in Tibet eine außerordentlich starke Macht dar, eine Tatsache, die selbst reiche Tibeter klugerweise nie ignorieren.

„Ja“, sagte einer von ihnen, „es passierte in X.“ (Er nannte einen Ort in Nordosttibet, wo die Banditen, anders als die höflichen Räuber des westlichen Tibet, berüchtigt sind für ihre Grausamkeit.) „Vor einigen Monaten schreckten sie nicht einmal davor zurück, einen Lama zu überfallen.“

„Einen Lama!“ rief ein anderer. „Wie außergewöhnlich, daß sie nicht etwas mehr Respekt vor ihren Konkurrenten aufbringen!“

„Als die Räuber drohend auf ihn zukamen,“ fuhr der andere fort, „merkten sie, daß der Lama vor Angst zitterte. Dann sprach ihn einer der Räuber an:

„Nanu heiliger Mann, Du zitterst? Wenn jemand mich Jö-ten würde, käme ich sofort in die Hölle; aber Du, Du kämest sofort ins Paradies, würde ich Dich jetzt töten - warum zitterst Du dann?“

„Es stimmt, ich käme sofort ins Paradies“, antwortete der angstschlotternde Lama, „aber das Leben ist doch schließlich so schön!“

Die drei Tibeter lachten schallend und man sah dabei deutlich ihre falschen Silberzähne. Wenn wohlstuierte Tibeter den Mund öffnen, erkennt man spitze Silberkapseln, die ihre Zähne bedecken. Sie sind das Äquivalent zu unseren Goldkronen. Nur reiche Tibeter können sich diesen Luxus leisten.

„Und was geschah mit dem Lama?“ lautete die nächste Frage.

„Er hatte die Räuber so zum Lachen gebracht, daß sie ihm nichts taten.“

In diesem Augenblick kehrten die Diener zurück und die drei noblen Herren unterließen sofort weitere Späße in bezug auf die Lamas. Offenbar waren ihnen Lamas, Religion und Paradies herzlich gleichgültig. Sie hielten es wohl für am besten, ihre Meinung über die Priesterschaft für sich zu behalten und anderen den Glauben an die Lamas und deren Religion zu überlassen. Jetzt, als sie nicht mehr alleine waren und jedermann mithören konnte, drehten sich ihre Gespräche wieder um Alltägliches und rutschten bald ins Belanglose ab.

Es wäre ein großer Fehler, anzunehmen, daß in den endlosen Weiten Tibets mit seiner spärlichen Bevölkerung, all diese Förmlichkeiten, Künstlichkeiten und Vorurteile nicht existieren. Ganz im Gegenteil scheinen die Tibeter großen Wert auf Etikette zu legen. Nur die wenigen hundert Weisen bilden hier offensichtlich die einzige Ausnahme.

Gutbetuchte gastfreundliche Tibeter bewirten nicht selten Gäste und fordern diese wieder und wieder zum Zugreifen auf, solange bis von der Mahlzeit nichts mehr übrig ist. Doch wehe demjenigen, der eine solch großzügige Einladung für bare Münze nimmt, wenn er sie zum dritten Male erhält. Und mag sie noch so aufrichtig und ernsthaft ausgesprochen werden - eine dritte Einladung besitzt ausschließlich formellen Höflichkeitscharakter und wer es wagen würde, seine Schüssel tatsächlich ein drittes Mal zu füllen, wäre unversehens als unkultivierte Person gebrandmarkt. Bei den tibetischen Nomaden gelten natürlich diese „Höflichkeitsregeln“ nicht und ihre Gastfreundschaft ist wesentlich aufrichtiger und echter.

Wenn einem in Tibet ein Getränk angeboten wird, so gibt es eine hochelegante Art, das „nein“ durch eine vornehme Geste auszudrücken. Man taucht den Mittelfinger in die Flüssigkeit, benetzt ihn gut und wirft ihn dann so geschickt in die Höhe, daß gerade ein paar Tropfen - nicht mehr und nicht weniger - in die Luft fliegen. Wenn man diese vornehme Geste geschickt machen kann, gilt man schon als gebildet.

Sogar Modetorheiten fehlen in Tibet nicht.

Es gibt eine tibetische Sommertracht und eine Wintertracht. An einem bestimmten Datum fängt man damit an, die Wintertracht anzuziehen. Wenn der Herbst ungewöhnlich warm ist, und der für das Anziehen der Winterkleidung festgesetzte Tag heranrückt, so wird der vornehme Tibeter eben bei großer Hitze in pelzgefütterten Kleidern umhergehen, weil ihm ja der Mut fehlt, auch nur im geringsten von den üblichen Gepflogenheiten abzuweichen. Die meisten Tibeter sind nämlich furchtbare Herdenmenschen.

Nur junge Tibeter revoltieren ab und an gegen Unaufrichtigkeit und Heuchelei im täglichen Leben, doch werden sie in den meisten Fällen bald unter die Knute der gesellschaftlichen Normen gezwungen. Für die Erziehung der Jugend sorgen im allgemeinen die Klöster, auch wenn es einige unabhängige Schulen gibt. In den Klöstern müssen junge Tibeter inhaltlose Vorträge über sich ergehen lassen und nach und nach werden durch das, was gern so pathetisch als „Erziehung“ bezeichnet wird, der burschenhafte Gemeinschaftssinn und der Enthusiasmus der jungen Menschen verzerrt und gelähmt. Das Ergebnis davon sind selbstsüchtige kleine Nachahmer, die exakt das tun, was alle anderen tun.

Junge Leute, besonders Knaben, suchten in Tibet immer instinktiv meine Gesellschaft. Ich glaube zu wissen, daß mich keiner der Jugendlichen jemals bei den Lamas verraten hätte, hätte er herausgefunden, daß ich ein weißer Eindringling war. Bei älteren Tibetern wäre ich mir weniger sicher gewesen. Es ist sehr schwierig und schmerzhaft für die Jugendlichen, wenn sie allmählich in das Korsett der tibetischen Gesellschaft mit seinen vielen Unzulänglichkeiten, Bräuchen und inneren Widersprüchen hineingezwängt werden.

Die tibetische Landwirtschaft wird in ungemein einfacher und primitiver Weise betrieben. Sogar Dreschflegel sind in den meisten Teilen Tibets gänzlich unbekannt, und die Tiere trampeln einfach im Getreide - es ist zumeist Gerste - herum, um es in dieser Weise zu dreschen.

Das einfältige Verhalten der tibetischen Masse zeigt sich am deutlichsten daran, daß sich die Tibeter niemals waschen. Obwohl es genug Seen in Tibet gibt, „wäscht sich“ die Bevölkerung seit Jahrhunderten nur mit Butter und Senf. Jeder tut das, was die anderen auch tun und ist etwas erst einmal Tradition geworden, fragt niemand mehr danach, ob dieses etablierte Brauchtum sinnvoll ist oder nicht.

Obwohl ich niemals einen Tibeter sah, der Wasser zum Waschen des Körpers verwendet hätte, so muß ich doch annehmen, daß so etwas gelegentlich in Tibet vorkommt, denn die tibetische Schriftsprachen (Schrift- und Umgangssprache sind, wie in vielen asiatischen Sprachen,

auch im Tibetischen stark verschieden) enthält einen Ausdruck für „sich den Körper mit Wasser waschen“.

Die Tibeter sind in vielerlei Hinsicht äußerst unreinlich. Oft trinken sie Wasser, das Dunghaufen entströmt. Es kann vorkommen, daß Flüssigkeiten aus toten Körpern in direkten Kontakt mit Lebensmitteln geraten.

Ich erhielt einmal eine höfliche Einladung zum Essen, das mit Messern zubereitet wurde, die wenige Stunden zuvor dazu verwendet worden waren, eine Leiche zu zerstückeln. Ich lehnte ab. Die Anwesenden waren sehr überrascht, daß ich keinen Hunger verspürte, doch schien niemand auf den Gedanken zu kommen, warum! Nicht selten wird Dung mit den Händen aufgelesen, da er als Brennstoff dient. Danach wäscht man sich jedoch keineswegs die Hände und ißt mit Fingern, an denen noch Dung klebt. In manchen Dörfern werden Abfälle einfach auf die Straßen geworfen und zwar so lange, bis die Müllberge bis auf Dachhöhe der Häuser angewachsen sind. So begraben sich die Dorfbewohner buchstäblich selbst mit ihrem eigenen Abfall.

Tibet gehört zu den schmutzigsten Ländern der Welt, doch täte der weiße Reisende falsch daran, auf die Tibeter wegen ihrer schmutzigen Kleidung herabzusehen und sich deshalb selbst als ihnen überlegen zu betrachten. Es ist wahr, daß die Tibeter äußerlich sehr schmutzig sind, aber wahrscheinlich sind sie dafür dort sauber, wo es die meisten Weißen überhaupt nicht sind, nämlich in ihren Herzen. Der weiße Mensch hält sich in der Regel äußerlich peinlichst sauber, doch hegt er in seinem Innern häufig böse Gedanken.

Manchmal bin ich in der Lage, die Gedanken der Menschen bis zu einem bestimmten Grad zu lesen. Daher nahm ich auch keinen größeren Anstoß an der äußerlichen Unsauberkeit, wie sie in Tibet vorherrscht. Ich will damit nicht behaupten, daß die Tibeter fehlerlos sind. Keineswegs. Aber sie verhalten sich weit vernünftiger als Weiße, wenn es darum geht, sich selbst und ihr Umfeld nicht durch negatives Denken zu beeinträchtigen. Der spirituelle Aspekt einer Angelegenheit wird in Tibet wesentlich ernster genommen, als ihre materielle Seite. Gedanken und

Gefühle betrachtet man als real, ebenso real wie greifbare Dinge und menschliche Taten. Diese Vorstellung machen sich Weiße gewöhnlich nicht zu eigen. Selbst wenn den Tibetern ein Bildungssystem nach westlichem Vorbild zur Verfügung stünde, würden sie wohl kaum je das intellektuelle Niveau der Weißen erreichen. Dafür dürften sie jedoch über eine feinere Intuition verfügen als die meisten Weißen. Ein verheirateter Tibeter hat kaum Schwierigkeiten damit, herauszufinden, wie ihm der Ehepartner gesonnen ist.

Für einen Weißen ist es nicht einfach, tibetische Ehegeheimnisse zu ergründen. Nach meinen daher nur oberflächlichen Beobachtungen kann ich aber sagen, daß ich während meines gesamten Tibetaufenthalts, nicht ein einziges Mal Zeuge einer Eifersuchtsszene oder eines Ehestreits wurde, nicht einmal dort, wo sich mehrere Brüder eine Frau teilen, wie es zum Beispiel bei Bauern (ganz im Gegensatz zu Nomaden) üblich ist. Es drängt sich gleich die Frage auf, wie da die Tibeter die Vaterschaft der unter so verwickelten Eheverhältnissen geborenen Kinder festlegen. Auch hier zeigen die Tibeter ihren in Familiens- und Eheangelegenheiten ungemein großen praktischen Sinn. Der älteste Bruder gilt einfach als Vater aller Kinder, ob er nun wirklich der Vater ist oder nicht.

Vaterschaftsstreitigkeiten und dergleichen gibt es in Tibet nicht, wie ja alle tibetischen Begriffe über Gesetz und Ordnung von den unsrigen oft sehr verschieden sind.

In vielen Gegenden Tibets erwarb ich mir das Vertrauen junger Damen, indem ich sie in ihrer Sprache fragte: „Kyula tug-gu taka zando?“ (Wieviele Kinder hast Du?)

Diese Frage kann man in Tibet jeder jungen Frau stellen, ohne dabei im geringsten aufzufallen. Es ist schwer, anhand von äußeren Signalen, den Grad der Zuneigung zwischen einzelnen Familienmitgliedern zu erkennen. In einem Fall, als gerade ein Angehöriger gestorben war, erschien mir das Benehmen der unmittelbaren Verwandten, zumindest nach westlichen Maßstäben, gefühllos; vielleicht aber bemühen sich Tibeter in solchen Situationen, ihre Gefühle nicht zur Schau zu stellen.

Ich sah Tränen der Freude und der Bewegtheit, doch kaum Tränen des Leids.

Die Teilnahme an einem tibetischen Begräbnis ist ein entsetzliches Erlebnis. Einmal nahm ich daran teil.

Der Tibeter war einige Tage zuvor gestorben. Wie ich erfuhr, war die Familie beruhigt, daß seine Seele in Frieden ruhte, da er das Glück gehabt hatte, im Beisein eines Lamas, der rechtzeitig herbeigeholt werden konnte, zu sterben. Der Lama hatte verschiedenen seltsame Lieder intoniert, die niemand verstand und mehrere Male die Schädelkrone des Sterbenden berührt. Nach tibetischem Glauben erleichtert diese Berührung der Seele das Verlassen des Körpers durch die Schädelkrone.

Nachdem der Tibeter verschieden war, blieb der Lama neben der Leiche sitzen. Dann wurde für beide Essen gebracht, für den Toten und für den Lama. Der Lama nahm das Essen wirklich ein, der Tote nur symbolisch. Bestattungsvorbereitungen gestalten sich in Tibet sehr kompliziert. Sie stellen eine recht einträgliche Einnahmequelle für die Priesterschaft dar, weshalb diese auch nichts unterläßt, um alles so umständlich wie möglich zu arrangieren.

Die für die Begräbniszeremonie festgesetzte Stunde war gekommen. Der Lama vollzog ausgedehnte Riten und sprach Beschwörungsformeln. Dann wurde die Leiche ohne Sarg hinausgetragen, unmittelbar gefolgt von dem Lama und einer kleinen Schar von Verwandten und engen Freunden, die mit geringem Abstand hinter dem Geistlichen gingen.

Wir erreichten einen Ort, an dem ich viele menschliche Gebeine sah, die in alle Richtungen verstreut lagen. Große weiße oder weißliche Steintafeln bedeckten den Boden.

Dort wurde die Leiche niedergelegt und zwei Männer, die große Messer bei sich trugen, zogen den Toten aus und übergaben seine Kleidungsstücke respektvoll dem Lama, die dieser als Bezahlung oder

zusätzliche Bezahlung für seine Bemühungen entgegennahm. Dann begannen sie den Körper des Toten zu zerschneiden.

Während dieses abscheulichen Vorgangs schrie weder jemand noch war einem der anwesenden Freunden oder Verwandten Traurigkeit anzumerken. Die Leichenteile wurden anschließend so hingeworfen, daß sie einen Kreis bildeten, an dem sich bereits zahllose Vögel versammelt hatten um ihren Leichenschmaus zu halten. Plötzlich mischten sich einige Raben unter die größeren Vögel und begannen damit, das Fleisch des Toten zu verschlingen. Da Tibeter jedoch Raben verabscheuen und es ihnen unangenehm ist, wenn die sterblichen Überreste ihrer Toten von verachtenswerten Kreaturen verzehrt werden, griffen einige Teilnehmer der Beisetzung zu Steinen, die sie mit großem Geschick nach den Raben schleuderten.

Natürlich stellt sich nun die Frage nach dem Grund solch scheußlicher Bestattungsriten. Dafür gibt es eine einleuchtende Erklärung. Entledigt man sich seiner Toten auf diese Weise, bringt dies weniger Arbeit mit sich, als eine Erdbestattung und eine Feuerbestattung scheidet in den meisten Gebieten Tibets aufgrund des Holzmangels ohnehin aus. Eine Leiche läßt sich nicht auf einem Feuer aus Yakdung verbrennen und Yakdung wird zudem, wie bereits erwähnt, als Brennstoffquelle genutzt. Es existiert aber noch ein zweiter tieferer und triftigerer Grund für das Zerstückeln der Leichen, den mir einige tibetische Weise andeutungsweise nannten.

Würde ein Toter nicht schon bald nach seinem Ableben zerstückelt werden, müßten die Tibeter befürchten, daß sich böse Geister seines Körpers bemächtigen. Nur sehr heilige Lamas von hohem Rang werden gelegentlich beerdigt, nachdem ihre Körper zuvor eine Zeit lang in geschmolzener Butter aufbewahrt wurden. In Anbetracht der Heiligkeit dieser Männer, geht man so oder so davon aus, daß ihnen böse Geister nichts anhaben können. Darüber hinaus finden Lamas ihre letzte Ruhestätte in Klöstern, wo böse Geister mittels eines wieder und wieder exerzierten ausgefeilten Beschwörungssystems ferngehalten werden. Im Falle eines gewöhnlichen und damit weniger geschützten Tibeters wäre ein einfaches Begräbnis mit zu hohen Risiken verbunden.

Manchmal wird Magiern, die angeblich über ganze Heerscharen böser Geister regieren, die Fähigkeit zugeschrieben, einem Geist den Befehl erteilen zu können, einen Leichnam zu besetzen. Nur durch völlige Zerstörung des toten Körpers kann dies vereitelt werden.

Die Tibeter sind jedoch nicht das einzige Volk, das diesem Glauben anhängt. Es gibt andere Länder, als Beispiel sei Haiti genannt, in denen die Angehörigen eines gerade Beerdigten mit geladenen Waffen am Grab Wache halten, um zu verhindern, daß Zauberer sich des Toten bemächtigen und ihn mißbrauchen, bevor dieser verwest ist.

Sehr häufig verwendet man in Tibet menschliche Knochen. Gebetsmühlen, Räuchergefäße und manchmal ganze Schurze werden aus Knochen hergestellt. Auch Zauberer benutzen sie ab und an, indem sie einen oder mehrere Totenköpfe an einem Stock aufhängen.

Gefängnisse gibt es fast nicht. Zumeist werden Leute, die sich etwas zu Schulden kommen lassen, mit schweren Ketten beladen und müssen sich ihre Nahrung erbetteln. Viele Dinge, die im Westen streng bestraft werden, z.B. Raub, werden in Tibet fast nie geahndet, während wieder andere Übeltaten - wie z.B. Jagd - sehr streng bestraft werden. In ganz besonders schweren Fällen schneidet man Verbrechern die Nase und auch die Hand ab, doch geschieht das äußerst selten. Einen Polizisten im westlichen Sinne gibt es nicht einmal in den Provinzstädten.

Manchmal wenden die tibetischen Behörden eigenartige Kniffe an, um zumindest in größeren Ortschaften die Ordnung aufrecht zu erhalten. Um Diebe unschädlich zu machen, ziehen sie einfach aus der zwischen Dieben und Bettlern bestehenden Feindschaften Nutzen. Es bestehen ja lokale Bettlerverbände, die man dann damit beauftragt, die Diebe unschädlich zu machen. Wenn dann ein Dieb gefangen wird, bekommt er tüchtig Prügel und die Beute wird ihm abgenommen, wovon dann der Bettler einen großen Teil als Belohnung erhält. Es kommt allerdings vor, daß die tibetischen Bettler hypnotische Kräfte besitzen, und indem sie in der Hoffnung, Diebe zu ertappen, umhergehen, schwache Menschen durch unbewußte hypnotische Beeinflussung tatsächlich zu Dieben

machen. In diesen Fällen sind natürlich die Vertreter der tibetischen „Ordnung“ viel schlimmer als die Diebe selbst.

Nach all dem hier soeben Geschilderten, sollte der Leser allerdings nicht glauben, daß die Tibeter der Überzeugung seien, sie lebten in einem unzivilisierten Land. Ähnlich wie die meisten anderen Menschen, haben auch die Tibeter eine sehr hohe Meinung von sich selbst und je weniger sie über andere wissen, desto höher ist ihre Meinung von sich selbst.

Es gibt sogar Tibeter, die der Überzeugung sind, daß Tibet das zivilisierteste Land der Welt sei. Wie sagte einmal ein französischer Literat? „Ce qui est pres de nous“.

Einige Tibeter glauben sogar, daß das arme, unfruchtbare Tibet das ertragreichste Land der Welt, geradezu Garten der Erde, sei und daß deshalb ihre bösen Nachbarn neidische Blicke darauf würfen. In den Augen vieler Tibeter ist ihr Heimatland ein ebenso mächtiger Staat wie England oder Rußland. Ich war überrascht, als ich erfuhr, daß ein Lama vor Mitgliedern der Younghusband-Expedition den Krieg zwischen Tibet und Indien als „Weltkrieg“ bezeichnet hatte.

Die breite Masse der Bevölkerung scheint sich allerdings nur wenig Gedanken über die Stellung Tibets in der Welt zu machen. Sie betrachtet alles, was mit Macht zu tun hat, als Teil des materiellen Aspekts der Dinge und Materie besitzt für sie keine Bedeutung. Daher rührt auch ihre völlige Gleichgültigkeit gegenüber einer Verbesserung ihrer materiellen Bedingungen und jeglicher Form von Fortschritt nach westlichem Muster.

Während in Indien zwei Drittel der Einwohner an Reinkarnation glauben, tun dies in Tibet nahezu alle. Sie sind überzeugt davon, daß sie in der Vergangenheit schon in anderen Körpern auf diesem Planeten gelebt haben und daß sie wieder und wieder in neuen Körpern hier geboren werden. Sie sehen ihr gegenwärtiges Leben lediglich als einen einzigen Tag innerhalb einer viel länger andauernden Existenz an, die sich über Millionen von Jahre erstreckt. Die Seele legt nach dem Ableben

des Körpers eine Ruhepause ein, um danach wieder in den Körper eines neugeborenen Kindes einzutreten.

Ein erwachsener Mensch, so glaubt man, verbringt viele hundert Jahre im Paradies oder in der Hölle, je nachdem, wie gut oder schlecht er sich in seinem vergangenen Leben verhalten hat und wird dort solange belohnt oder bestraft, bis seine frühere Existenz einen seelischen Ausgleich erfahren hat. Anschließend betritt seine Seele wieder den Körper eines Säuglings. Die einzige Ausnahme vor diesem Gesetz bilden Kinder, die ein vorzeitiger Tod ereilt hat. Da bei ihnen aufgrund ihres niedrigen Alters noch kein seelischer Ausgleich auf einer anderen Ebene erforderlich ist, reinkarnieren sie sofort nach ihrem Tod. Diese Seelen, so die Tibeter, nehmen häufig die Erinnerung an die vergangene Inkarnation mit hinüber in die neue Existenz und wenn man den Tibetern glaubt, dann geschieht es nicht selten, daß ein kleines Kind sich genau an seine frühere Kindheit in einem Nachbardorf erinnert. Bringt man dieses Kind zu dem von ihm beschriebenen Ort, wird es dort Vater und Mutter, Spielsachen, Haushaltsgegenstände, Kleidung und desgleichen wiedererkennen und seine früheren Eltern und Verwandten werden die Richtigkeit seiner Aussagen bestätigen. Fälle dieser Art treten in Tibet viel zu oft in Erscheinung, als daß sie sich problemlos der Phantasie von Personen zuschreiben ließen, denen es nur darum geht, in ihrem Bezirk zum Mittelpunkt des Interesses zu werden.

Je heiliger eine Person ist, so die Tibeter, je eher wird sie sich an Einzelheiten aus ihrem früheren Leben erinnern. Auch wenn die Erinnerung an frühere Inkarnationen im späteren Leben verloren geht, existiert sie noch zu einem bestimmten Grad bei Seelen einer höheren Entwicklungsstufe bis zum Alter von sieben Jahren. Indem sie dies anerkennen und sich als Heilige ausgeben, behaupten praktisch alle Lamas, daß sie sich an ihre früheren Leben erinnern können. Andererseits habe ich niemals einen der Weisen Tibets, die im allgemeinen außerhalb der Klöster leben, über seine vergangene Inkarnation sprechen gehört. Die Weisen reden nur sehr ungern über solche Dinge. Diese Männer sind heilig und haben es daher nicht nötig, heilig zu erscheinen und ihre Heiligkeit durch Geschichten aus früheren

Leben und angebliche Erinnerungen an vergangene Inkarnationen zu unterstreichen.

Was ist die eigentliche Grundlage dieses Reinkarnationsglaubens, der im Osten so weit verbreitet ist? Läßt er sich logisch begründen und nachvollziehen?

Ein weiser tibetischer Eremit stellte mir dies klar und anschaulich dar.

„Kann Leben aus dem Nichts entstehen?“ fragte er mich.

„Nein“, erwiderte ich.

„Wenn die Seele des Menschen aus dem Nichts entstanden ist“, fuhr er fort, „dann wird sie wahrscheinlich auch ins Nichts zurückkehren.“

„Wenn wir für immer in der Zukunft leben wollen“, bemerkte ein anderer Eremit, „dann müssen wir immer in der Vergangenheit gelebt haben.“

Reinkarnation ist ein stolzes Wahrzeichen der Einheit des Lebens. Nähert man sich dem Gedanken der Reinkarnation mit offenem Herzen und Geist, verschwindet die Illusion vom Getrenntsein des „Ich“ und des „Nicht-Ich“. Das „Ich“ und das „Nicht-Ich“ sind in Wirklichkeit ein und dasselbe und das „Ich“ anders zu behandeln als das „Nicht-Ich“ wäre ebenso töricht, wie den linken Arm anders zu behandeln als den rechten. Aber die Illusion des Ich-Bewußtseins ist sehr hartnäckig. Das „Ich“ greift eifrig nach allem was es findet um das Egozentrische zu befriedigen - und wenn es nur ein Strohhalm ist. Eine bigotte Auffassung von Reinkarnation nährt das falsche Ich-Bewußtsein und fördert eine subtile Trennung des „Ich“ vom „Nicht-ich“. Wer sich dem Gedanken der Reinkarnation nicht mit offenem Herzen und Geist nähert und sich mit dem „Ich“ tröstet, das verspricht, den Tod des Körpers zu überdauern, ruft damit eine unmerkliche Spaltung zwischen „Ich“ und „Nicht-Ich“ hervor. Nur wenn jeder Gedanke an Besitz oder Profit keine Macht mehr besitzt und Reinkarnation als stolzes Wahrzeichen und nicht als Sicherheitsgurt für das „Ich“ verstanden wird, kann sie dazu beitragen, falsche egoistische Lebensvorstellungen niederzureißen.

Reinkarnation sollte ein stolzes Wahrzeichen sein. In Wirklichkeit wird es in den meisten Fällen nur als Sicherheitsgurt für das „Ich“ benutzt. Wenn ein Mensch anderen nur deshalb keinen Schaden zufügt, weil er glaubt, sich da durch eine vorteilhafte zukünftige Inkarnation verschaffen zu können, verlagert er damit sein Besitz- und Profitdenken auf die spirituelle Ebene. Dies hat mit wahrer Spiritualität nichts mehr gemein, es ist materielle Spiritualität oder spiritueller Materialismus; das genaue Gegenteil von wahrer Spiritualität also.

Ein heuchlerisches und egozentrisches Verständnis von Reinkarnation ist im Übrigen grundsätzlich das gleiche wie jede heuchlerische Auffassung von Religion. Worin liegt der Unterschied zwischen einem Menschen, der nichts Schlechtes tut, weil er sich vor der Hölle fürchtet, und einem Menschen, der nichts Schlechtes tut, weil er sich vor einer unangenehmen Reinkarnation fürchtet? Viele Menschen, die einer orthodoxen theosophischen Auffassung vom Leben anhängen, halten sich für fortgeschrittener oder religiöser als andere, die einem orthodoxen Glauben einer dogmatischen Religion anhängen. Doch sie irren sich. Sie haben lediglich die Form verändert, nicht aber die Inhalte. Im Grunde genommen glauben sie dasselbe - nur in anderer Form.

Die alten Hindulehren sprechen vom Göttlichen als dem ewig währenden, unbezwingbaren Geist des Universums, der jenseits allen Verstehens liegt und, anders als die Wirren der Manifestation, das Prinzip der unendlichen Einheit darstellt. Der Geist dieser Lehren wurde verfälscht. Reinkarnation galt hier ursprünglich als der Einheit des Lebens stolzes Symbol, das mittlerweile engstirnig und heuchlerisch aufgefaßt wird und damit zu einem Haltegurt für das „Ich“ verkommen ist. Allem Anschein nach, ist es diese unehrliche Einstellung, die die Bevölkerung Tibets und den nichtmohammedanischen Teil der indischen Bevölkerung im materiellen Bereich so träge und sorglos hat werden lassen. Man hat mehr als genug Zeit zur Verfügung. „Alles wird sich von selbst in der nächsten Inkarnation lösen“, hört man des öfteren. Zeit scheint bei der Bewältigung von Problemen nicht die geringste Rolle zu spielen. Und das ist wohl auch der Grund, warum man so wenig gegenwartsbezogen lebt.

7. Das seltsame Verhalten der Lamas

Große Vorsicht war geboten, wann immer ich ein tibetisches Kloster besuchte. Von den Lamas erkannt zu werden, hätte für mich eine Katastrophe bedeutet. Gewiß hätten sie mich nicht getötet. Fast überall in Tibet wird das menschliche Leben geachtet, doch wage ich es zu bezweifeln, daß ich nach einer Festnahme durch die Lamas jemals wieder ein Kloster hätte verlassen können.

Da ich so gut wie nie alleine in einem Kloster umherging, sondern mich Gruppen anderer Pilger zugesellte, wußte ich, wie ich mich in einem bestimmten Moment zu verhalten hatte um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Da ich sehr genau darauf bedacht war, innerhalb eines Klosters meine Tarnung als Taubstummer aufrechtzuerhalten, konnten mich die Lamas auch nicht an meinem fremdartigen Akzent erkennen.

Diese Streifzüge durch tibetische Klöster waren für mich, trotz der Tatsache, daß einige Räume und Heiligtümer den Pilgern nicht zugänglich sind, überaus interessant.

In den Klöstern befinden sich in der Regel kostbare Ornamente und wertvolle Bibliotheken. Die heiligsten Bücher werden unter Baldachinen aufbewahrt, die in gewissem Maße an die unsrigen erinnern, wie sie bei katholischen Prozessionen zu sehen sind. Andere Räume enthalten Objekte, von denen manche fast zwei Meter hoch sind, die in westlichen Ländern heftigen Anstoß erregen würden, da sie dort als unsittlich gelten.

Einmal entging ich nur mit knapper Not einer Entdeckung durch die Lamas. Ich wartete auf andere Pilger, um mit ihnen zusammen einige der Heiligtümer, die mich interessierten, zu besichtigen. Aber es kam niemand, der ebenfalls zu dem Ort wollte, der meine Neugierde besonders erregte und da meine Zeit knapp bemessen war - ich beabsichtigte, mich nur acht Stunden in diesem Kloster aufzuhalten - setzte ich meinen Weg schließlich alleine fort, was ich bisher nur selten getan hatte.

Ich betrat einen großen Raum, in dem drei Statuen mehrarmige und mehrbeinige Gottheiten repräsentierten, die nebeneinander an einer Wand standen. Ich glaubte alleine zu sein und ging herum wie ein Tourist in einem Museum eines westlichen Landes. Ich näherte mich den Statuen und untersuchte genau ihre Augen. Dabei fiel mir ein, daß sich die Lamas oft im Innern solcher Statuen verstecken und suchte nach einem verborgenen Eingang, durch den die Lamas sich Zutritt verschafften. Nachdem ich dergleichen an der Vorderseite der Figuren nichts entdecken konnte, ging ich um sie herum und inspizierte sie intensiv von hinten.

Ich war nur wenige Meter gegangen, als mit einem Mal zehn oder fünfzehn geheime Türen in den Wänden des Raumes aufgerissen wurden, aus denen ungefähr zwei Dutzend Lamas hervorschossen, die sofort einen Kreis um mich bildeten. Sie hatten mich durch die Wand beobachtet. Was meine ohnehin schlimme Situation als Eindringling noch verschärfte, war der Fehler, den ich soeben begangen hatte. Ich hatte mich in der falschen Richtung um die Statuen herumbewegt. Die Tibeter umrunden ihre Idole stets im Uhrzeigersinn und erboten ihnen so ehrfurchtsvoll die rechte Seite ihres Körpers. Ich hatte das exakte Gegenteil getan. Ich hatte die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, was ein echter Tibeter nie und nimmer gewagt hätte! Die Lamas wurden noch mißtrauischer, als sie glaubten, erkannt zu haben, einem Taubstummen gegenüberzustehen, der auf ihre unzähligen Fragen, die wie ein Maschinengewehrfeuer auf mich niederprasselten, keine Antwort gab.

Noch riskanter wurde es, als einer der Lamas den Vorschlag vorbrachte, mir in die Augen zu sehen, um mich dadurch „zu heilen“. Seitdem ich mich in Tibet aufhielt, waren meine blauen Augen eine Gefahr für mich. Ich hätte sie zwar färben können, doch wollte ich, wie erwähnt, eine Gefährdung meiner Gesundheit durch ständiges Färben vermeiden. Und nun sollte genau das, was mir die größte Sorge hinsichtlich einer Enttarnung bereitet hatte, zum Mittelpunkt einer peinlichst genauen Untersuchung durch diese unzähligen, mißtrauischen Priester werden, die sich um mich herum versammelt hatten. Gott sei Dank kam mir in diesem Moment die rettende Idee. Ich erinnerte mich plötzlich daran,

daß die tibetische Religion es als eine große Sünde ansah, einen heiligen Mann bei seinem Gebet zu stören. Also setzte ich mich nieder und begab mich in einen tiefen und reglosen Zustand der Meditation, während ich die Augen geschlossen hielt.

Die Lamas waren machtlos. Keiner von ihnen wagte es, sich mir zu nähern. Dafür blieben sie dort stehen, wo sie sich befanden und warteten geduldig darauf, daß ich mein Gebet beenden würde.

Es war schwer zu erraten, was sich in ihren Köpfen abspielte. Vermutlich hatten sie noch nie in ihrem Leben einen Weißen gesehen und trotzdem mußte mein Verhalten viel zu sonderbar gewesen sein, daß sie nicht auf der Hut gewesen wären.

Nun war ich einem Geduldsspiel ausgesetzt. Ich hoffte, durch die Vortäuschung einer mehrstündigen Meditation, die Lamas davon überzeugen zu können, daß ich wirklich ein heiliger Pilger sei. Doch mit dem Fortschreiten der Zeit, wurde meine Lage immer verzweifelter. Binnen einiger Stunden waren mehr und mehr Lamas hereingeströmt, die den „heiligen Mann“ sehen wollten. Schließlich vernahm ich sogar Ausrufe der Bewunderung, wie mkhan-po, mkhan-po, die sich auf mich bezogen. Dann erschien der Abt persönlich um den „Heiligen“ begutachten zu können. Er wirkte sehr eindrucksvoll mit seiner spitz zulaufenden Kopfbedeckung, die ich durch meine halbgeschlossenen Augen deutlich erkennen konnte.

Nachdem er mich angesehen hatte, verschwand er ebenso würdevoll, wie er erschienen war.

Für einen Weißen ist es ungeheuer schmerzvoll, ununterbrochen mehrere Stunden in der unverändert gleichen Position zu verbringen. Der westliche Mensch ist diese Art der Religionsausübung nicht gewohnt. Aber Zeit spielt im Orient keine Rolle - diverse religiöse oder pseudoreligiöse Schulungen beginnen mit sieben Jahre langem Schweigen, was beweist, daß Materie in den Klöstern als unwesentlich eingestuft wird - und so standen sie viele Stunden später noch immer um mich herum und starrten mich mit ungläubigen Blicken an.

Erst recht gefährlich wurde es für mich, als sich einer der Pfropfen in meinen Nasenflügeln, die ich eingesetzt hatte um meine Nase zu verbreitern und mir dadurch ein „typisch tibetisches Gesicht“ zu verschaffen, lockerte. Da auch nur die geringste Bewegung meinerseits von den Lamas als Beendigung meiner frommen Verinnerlichung aufgefasst worden wäre, war es mir unmöglich, meine Hand zu Hilfe zu nehmen, um den Pfropfen zurückzuschieben. Wäre er tatsächlich herausgefallen, hätte eine plötzlich geschrumpfte Nase das Aus für mich bedeutet. Glücklicherweise verließ mich dieser Pfropfen nicht! Nach etwa fünf Stunden des Starrens und Wartens, rückte für die Lamas die Zeit heran, zu der sie sich gewöhnlich bei Tisch versammelten. Sie waren hungrig und ihr Appetit erwies sich stärker als ihr Mißtrauen und ihre Neugier. Ich hatte gehofft, daß sie sich alle entfernen und mich verlassen würden, so daß ich mich davonstehlen konnte.

Leider wurde diese Hoffnung im letzten Augenblick zunichte gemacht. Nach einigen Diskussionen bestanden zwei der mißtrauischesten Lamas darauf, daß einer von ihnen zurückbleiben müsse um mich im Auge zu behalten, während die restlichen zu Tisch gingen.

Jetzt war meine Situation völlig verzweifelt. Flucht war unmöglich. Das nahegelegendste der vier Klostertore war mehrere hundert Meter entfernt. Wäre ich einfach aufgesprungen und davongerannt, hätte der Lama, der mich bewachte, unverzüglich Alarm geschlagen und die Tore wären längst geschlossen gewesen, bevor ich sie erreicht hätte. Andererseits war es mir nicht mehr länger möglich, meine „tiefe Versenkung“ aufrecht zu erhalten. Alle meine Glieder schmerzten grausam. Früher oder später mußte ich aufgeben. Doch was dann? Durch die leiseste Bewegung hätte ich sofort wieder die Lamas auf den Plan gerufen und mich kurze Zeit später hinter Schloß und Riegel wiedergefunden.

Dann geschah etwas nahezu Unglaubliches.

Geräuschlos öffnete sich eine Seitentür, aus der ein Lama hervortrat. Äußerlich wies er keinen Unterschied zu den anderen Lamas auf, aber ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß er dennoch anders war. Langsam

ging er auf den „Wächter“ zu. Er sprach mit ihm und begleitete ihn hinaus. Noch bevor beide den Raum verlassen hatten, gab mir der Lama, der offenbar gekommen war, um mir zu helfen, mit seiner linken Hand ein verstohlenes Zeichen, das ich als „Geh!“ interpretierte. Ich war gerettet! Nur fünf Minuten später befand ich mich außerhalb der Klostermauern.

Der Lama, der aus der Seitentür hervorgekommen war, mußte einer der tibetischen Weisen sein, der in dem Kloster als Lama lebte. Vielleicht war er weise genug, zu wissen, daß ich keine bösen Absichten in Tibet verfolgte. Es war das zweite Mal auf meiner Reise, daß ich völlig unerwartet Schützenhilfe erhielt. Das erste Erlebnis ähnlicher Art, hatte ich in Turkestan, nicht weit entfernt von Khotan. Plötzlich erschien ein stattlicher, aber dennoch bescheiden wirkender Reiter, der mich vor einem kleinen Kavalleriekommando, das nach mir fahndete, warnte. Ich suchte sofort das Versteck auf, zu dem mir der Reiter geraten hatte. Die Kavalleristen suchten vergebens nach mir. Von dem geheimnisvollen Reiter, so stellte es sich im Nachhinein heraus, hatte im gesamten Umkreis nie jemand etwas gehört.

Es gibt nur wenige Tibeter, die sich erdreisten würden, einen heiligen Mann während seiner frommen Meditation zu stören. Eine furchtbare Strafe wäre einer Person, die eine solche Schandtät begeht, nach ihrem Tode sicher. Die Tibeter glauben, daß durch eine abrupt herbeigeführte Unterbrechung einer tiefen Versenkung, der Meditierende zu plötzlich aus den himmlischen Sphären ins volle Bewußtsein seiner materiellen Umgebung zurückgerufen wird und das ein derart gewaltsames Erwachen aus einem Stadium, das im Westen als Tiefentrance bezeichnet wird, äußerst schädliche Folgen für den Betroffenen hat.

Für denjenigen, der es wagt, einen Meditierenden zu stören, gibt es nur eine Strafe - die Hölle. Die tibetische Hölle ist weit unangenehmer als unsere westliche Hölle, wobei ich damit die allseits bekannte Hölle meine, vor der man sich fürchtet, weil man im Anschluß an sein irdisches Leben dort unter Umständen weiterexistieren müsste. (Viele Menschen haben bereits eine Hölle aus diesem Dasein im Westen gemacht.)

Tibet ist ein kaltes Land und selbst im Sommer ist es nur an den Nachmittagen wirklich warm. Daher leiden die Tibeter stärker unter Kälte und würden eine heiße Hölle nach dem Tode als willkommene Abwechslung betrachten. Die praktisch denkenden Lamas, die alles dafür tun, mittels einer Hölle soviel wie nur möglich Angst zu erzeugen, haben für das tibetische Volk deshalb eine maßgeschneiderte, das heißt kalte Hölle, konzipiert.

Etwa eine Woche nach meinem Abenteuer in dem eben erwähnten Kloster, erlebte ich ein sehr abstoßendes Schauspiel in einem anderen Kloster. Es war überaus professionell inszeniert, und wie ich erfahren hatte, wurde es schon ein ganzes Jahr von den Lamas täglich aufgeführt. Deshalb verlief alles perfekt und reibungslos. Die Lamas tanzten im Innenhof eines Klosters. Dabei trugen sie sonderbare Masken, die böse Geister repräsentierten und so furchterregend und realistisch wirkten, daß das tibetische Publikum buchstäblich vor Angst zitterte. Die Lamas waren hell gekleidet und auf ihrer Brust sah man ein genaues Abbild der scheußlichen Masken, mit denen sie ihre Gesichter verdeckten. Von der anderen Seite des Hofes näherte sich eine lange Prozession von Sündern, die einen kraftlosen, erbärmlichen und von Schrecken gezeichneten Anblick bot. Sie kam zum Stehen und die Teilnehmer vollführten Bewegungen, mit denen sie panische Angst zum Ausdruck brachten. Jeder Sünder wurde von einer ganzen Schar Dämonen angegriffen, die ihn jagten, während er verzweifelt schrie und immer schneller rannte. Dann hielt er ein und krümmte sich vor Schmerzen als mehrere Dutzend Dämonen über ihn herfielen.

Eine seltsame Musik, mehr rhythmisch als melodisch, begleitete die Szene. Alles wirkte ungeheuer realistisch und hinterließ nicht nur beim tibetischen Publikum einen tiefen Eindruck, sondern auch bei mir selbst, der das Schauspiel aus einer Ecke des Hofes mitverfolgte. Würden die Lamas eine solche Vorstellung im Westen geben, wäre ihnen ein großer Zuschauererfolg gewiß. Die Szenen waren so packend und gut gespielt, daß selbst die aufgeklärte westliche Öffentlichkeit nicht gleichgültig reagiert hätte.

Durch solche Aufführungen halten die Lamas die Angst vor der Hölle lebendig.

Die Hölle der Tibeter ist zwar alles andere als ein angenehmer Ort, doch währt sie nicht ewig. Von den Lamas erfährt man nichts Genaues in bezug auf die Dauer eines Aufenthaltes in der Hölle, da sie die Ansicht vertreten „Zeit ist eine Erscheinung der materiellen Welt. Die Ebene des Geistes ist zeitlos.“ Himmel und Hölle liegen zwischen zwei aufeinanderfolgenden Inkarnationen und sobald die Seele des Verschiedenen lange genug im Himmel oder in der Hölle zugebracht hat, um den Lohn für ihre guten Taten, oder die Strafe für ihre Sünden zu erhalten, kehrt sie zur Erde zurück und tritt wieder in den Körper eines Kindes ein um eine neue Existenz zu beginnen.

Manche Lamas sind in diesen tieferen Dingen gut bewandert. Laut den Lamas, deren Predigten darüber ich hörte, verfügt ein menschliches Wesen über eine dreiteilige Struktur, die sich wie folgt zusammensetzt:

- a) aus seinem stofflichen Körper.
- b) aus einem unsichtbaren feinstofflichen Körper, der mit dem stofflichen Körper verbunden ist und ständig durch die Sinne verändert und beeinflußt wird, und
- c) aus der Individualseele, die Teil des Geistes ist, der das gesamte Universum durchflutet und selbst unveränderlich und unzerstörbar ist.

Wenn ein Mensch stirbt, verläßt der feinstoffliche Körper gemeinsam mit der Individualseele den stofflichen Körper. Je weniger materiell orientiert der Sterbende ist, desto einfacher ist es für ihn, sich von seinem stofflichen Körper zu trennen. Die Lamas betonen jedoch, daß nahezu jeder Mensch, zumindest bis zu einem bestimmten Grade, materialistische geprägt ist und daß es sich daher empfiehlt, einen Lama herbeizurufen, wenn jemand im Sterben liegt, da er durch religiöse Gesänge und Gebete, das Rezitieren magischer Worte und das Berühren der Schädelkrone, dem Sterbenden den schmerzvollen Trennungsprozeß von seinem physischen Körper erleichtern kann.

Während des Lebens wird der unsichtbare feinstoffliche Körper unentwegt von Gedanken und Gefühlen beeinflusst, die nach dem Tod wie in einem Speicher erhalten bleiben. Es ist dieser feinstoffliche Körper, der sich, zusammen mit der Seele, im Himmel oder in der Hölle wiederfindet, je nachdem was der Verstorbene zu Lebzeiten Gutes getan oder verbraucht hat. Dort findet dann ein langsamer Prozeß der Auflösung statt. Alle positiven oder negativen Gedanken, Worte oder Taten, haben während des Lebens Spuren im feinstofflichen Körper hinterlassen, die nach dem Tod durch Leiden oder Wohlergehen getilgt werden müssen.

Mit dem Fortschreiten dieses Tilgungsprozesses löst sich der feinstoffliche Körper langsam auf, bis nichts mehr von ihm zurückbleibt als die unveränderliche und unzerstörbare Seele, die ein Teil der Universalseele ist. Danach kehrt die Individualseele über den Körper eines Neugeborenen auf die Erde zurück.

Es interessierte mich, wie sich die Lamas den unsichtbaren feinstofflichen Körper und seine Beschaffenheit konkret vorstellten. Da ich nur mit gewöhnlichen Menschen und den tibetischen Eremiten (über die ich in den letzten beiden Kapiteln ausführlich berichten werde) gesprochen und mich nie direkt an die Lamas gewandt hatte, die für mich eine weit größere Gefahr bedeuteten, als all ihre heißen und kalten Höllen zusammengenommen, sah ich mich gezwungen, möglichst viele Gespräche zwischen Lamas und deren Schülern, und gelegentlich auch solche, die die Lamas untereinander führten, zu belauschen.

Ich gewann jedoch den Eindruck, daß die Aussagen der einzelnen Lamas in dem Moment, wo sie nicht mehr allgemeiner Natur, sondern detailliert waren, stark voneinander abwichen. Ein Lama behauptete, daß der feinstoffliche Körper aus unsichtbaren Ätherteilchen bestünde, die sich mit einer derart hohen Geschwindigkeit bewegten, „...daß es einem Hellseher bei ihrem Anblick schwindlig wird“. Diese unsichtbaren Ätherteilchen befinden sich angeblich in sehr vielen winzigen Gefäßen, die einem gemeinsamen Ausgangspunkt entströmen.

Als ein Schüler fragte, wieviele solcher Gefäße existierten, entgegnete der Lama: „72.000.“ Ich erinnere mich allerdings genau an einen anderen Lama, der auf die selbe Frage antwortete, daß sich die Anzahl der Gefäße im feinstofflichen Körper auf 7272 bum belaufe (1 bum = 100.000), demnach also auf 727.200.000 Gefäße.

Auf die Fragen der Schüler, wo sich das Zentrum der Gefäße befände, fielen die Antworten der Lamas in den verschiedenen Klöstern sehr unterschiedlich aus. Ein Lama nannte das Herz, ein anderer den Nabel und ein dritter behauptete, daß dieses Zentrum bei jedem Menschen, je nach dessen körperlichen Charakteristiken, an einer anderen Stelle zu finden sei!

Bei all diesen Widersprüchen wundert es niemanden, daß sich die meisten Lamas eine verwirrende und doppeldeutige Ausdrucksweise ihres Denkens zueigen gemacht haben und die Dinge komplizieren, sobald ihre Schüler eindeutige Fragen stellen. Dadurch unterscheiden sie sich von den tibetischen Weisen, deren Antworten stets klar und aufrichtig ausfallen. Sie würden es niemals versuchen, einen Sachverhalt zu komplizieren. In den meisten Fällen wird diese Taktik nur von Personen angewendet, die sich vor einer Entlarvung ihrer Ignoranz fürchten oder andere in die Irre führen oder zu ihrem Vorteil benutzen wollen.

Der Leser soll bitte nicht glauben, daß der Großteil der Lamas an hochgeistigen Themen interessiert ist. Diejenigen, die sich mit derartigen Dingen auseinandersetzen, gehören einer unbedeutenden Minderheit an. Die meisten Lamas sind mehr als Ignorant. Ihr einziger Rat besteht in der Regel darin, den Menschen zu empfehlen, so oft wie irgendmöglich, die vier heiligen Worte Om Mani Padme Hum oder den Satz „Tausend Sünden seien Dir vergeben“ zu murmeln. Neben dem Herunterbeten solch heiliger Formeln, hat in tibetischen Klöstern die Beichte Tradition. Unter Berücksichtigung der Gewandtheit der Lamas in finanziellen Angelegenheiten, bin ich überzeugt davon, daß sie keinen Augenblick zögern würden, eine fernmündliche Beichte zu akzeptieren, wäre in Tibet ein ausgedehntes Telefonnetz vorhanden. Möglicherweise könnte man dadurch von demjenigen, der seine Geständnisse direkt vor dem

mkhan-po (dem Abt) ablegen möchte, eine zusätzliche Gebühr fordern, was sich sicherlich alles andere als ineffizient erweisen würde.

Oft handelt es sich bei den Äbten der tibetischen Klöster um frühere Geschäftsmänner oder örtliche Regierungsangestellte, in einigen Fällen sogar um ehemalige Räuber! Nach ihrer Ernennung zum Abt, bemühen sie sich, einen tugendhaften und tadellosen Eindruck zu hinterlassen, da sich dies für sie spirituell auszahlen könnte. So verlagern sie ihre materielle Habgier auf die spirituelle Ebene; ein allgemeiner Trugschluß, dem viele, die sich als spirituell bezeichnen, zum Opfer fallen.

Die Äbte haben ausgedehnte Machtbefugnisse. Sie achten darauf, daß sich die Mönche angebracht verhalten und daß diese keine Beziehungen zum anderen Geschlecht aufnehmen. Es ist der Abt, der über das Eigentum des Klosters bestimmt, das in manchen Fällen nicht gerade unansehnlich ist, da die Bevölkerung eines jeden benachbarten Bezirks verpflichtet ist, nahezu die Hälfte ihres Einkommens als Steuer an das Kloster zu entrichten, dessen Leiter sich in aller Regel keinerlei Gedanken über die staatliche Obrigkeit zu machen scheinen und mit ihren Klöstern in der Tat einen Staat innerhalb des Staates bilden. Der Abt überwacht die Verteilung der Lebensmittel, die in den meisten Klöstern in einer großen Speisekammer gelagert werden, die überwiegend mit Trockenfleisch bestückt ist. Trockenfleisch hält sich in Tibet jahrelang, ohne daß es zuvor konserviert werden muß.

Das Hauptnahrungsmittel besteht in fast allen Klöstern aus Trockenfleisch, obwohl Buddhisten der Genuß von Fleisch offiziell untersagt ist!

Hier liegt offensichtlich ein Widerspruch vor, doch in Tibet haben die Lamas immer recht. Sie sind im Besitz einer heiligen Schrift, die 108 Bände umfaßt, von dem jeder einzelne etwa 10 Ff und wiegt. So fällt es ihnen nicht schwer, diesen verwirrenden religiösen Texten, geeignete Passagen zu entnehmen, die das bestätigen, was man bestätigt haben möchte.

Die Lamas verleugnen nicht, daß in buddhistischen Religionsschriften wieder und wieder geschrieben steht:

„Du sollst nicht töten. Du sollst kein Fleisch essen.“ Sie kümmern sich jedoch nicht darum und machen es sich recht einfach, indem sie sagen „wenn ein Mann ein Tier wegen seines Fleisches töten will, sollte er einen Priester rufen, der anwesend ist, wenn das Tier geschlachtet wird und dem Schlächter seine Sünde vergibt.“

Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß sich praktisch alle tibetischen weisen Eremiten, die in ihren bescheidenen Behausungen leben und die keine einzige religiöse Schrift besitzen, aber den Geist des lebendigen Buddha leben, rein pflanzlich ernähren. Dies ist natürlich nur Tibetern möglich, die es sich angewöhnt haben, mit sehr geringen Mengen an Nahrung auszukommen.

Gewöhnlich haben Frauen, außer alten Nonnen mit kahlrasierten Schädeln, keinen Zutritt zu den Klöstern. Selbst wenn die Lamas die Gelegenheit haben, das Kloster für kurze Zeit zu verlassen, wird es ihnen sehr schwer gemacht, sich sexuell zu betätigen. Es gibt allerdings Ausnahmen. Den Rotmützenlamas beispielsweise, ist es sogar gestattet, zu heiraten, doch die einflußreichste und mit Abstand größte Bruderschaft, die Gelbmützen, fordert die strikte Einhaltung der Keuschheit von ihren Angehörigen. Jeder Kontakt zu Frauen ist ihnen grundsätzlich verboten.

Vieles, was der westliche Mensch als unnatürlich bezeichnen würde, spielt sich daher im Innern der Klöster Tibets ab. Wer schon einmal den Orient besucht hat, weiß vielleicht, daß die Menschen dort wesentlich nachsichtiger sind, als wir im Westen. Nicht wenige Lamas scheinen eine Beziehung besonderer Art zu ihren jüngeren Brüdern zu unterhalten und in manchen Klöstern kommt es sogar vor, daß alleinreisende Pilger eindeutige Angebote von jungen Lamas erhalten. Auch wenn dies sicherlich nicht überall der Fall ist, so kommt es offensichtlich doch recht häufig vor.

Als ich einmal gemeinsam mit anderen Pilgern unterwegs war, bekamen wir etwas zu Gesicht, was dem westlichen Durchschnittsbürger gewiß einen schweren Schock versetzt hätte. Die Tibeter reagierten jedoch sehr gelassen. Während sie in aller Ruhe über das sprachen, was wir gesehen hatten, sagte ich nichts, da ich es in der Umgebung eines Klosters vorzog, zu schweigen.

„Es ist etwas ungewöhnlich“, bemerkte einer der Tibeter mit ruhiger Stimme.

„Ich hätte nie gedacht, daß die Lamas so etwas tun“, entgegnete ein anderer.

„Vergiß nicht“, warf ein dritter ein, „daß die Lamas sehr weise sind. Wenn sie etwas tun, daß uns seltsam erscheint, dann tun sie es zum Wohl der Menschheit.“

„Man hat mir immer gesagt, daß man den Lamas niemals etwas vorwerfen dürfe“, sagte der erste Pilger.

„Vielleicht sind diese beiden Lamas sehr heilig“, sagte der dritte. „Sie sind dem Nirwana zu nahe gekommen und da sie in ihren Körpern bleiben wollten um weiterhin Gutes für die Welt tun zu können, begingen sie freiwillig eine Sünde um ein Opfer zu bringen.“

Eine feierliche Stille folgte dieser Diskussion. Die tibetischen Pilger blickten verlegen und naiv drein. Ich musste mich mit aller Gewalt beherrschen, um nicht in schallendes Gelächter auszubrechen.

Ich halte es für unwahrscheinlich, daß sich in den Klöstern der Lamas Frauen aufhalten. Erst recht kann ich mir nicht vorstellen, daß dort weiße Frauen leben, die zudem noch in die schmutzig wirkenden Lamas vernarrt sein sollen. Manchmal frage ich mich, wie ein Lama wohl reagieren würde, sähe er plötzlich eine hübsche junge Europäerin oder Amerikanerin in einem Kloster. Wahrscheinlich würde er sie für einen Geist halten.

Die meisten Tibeter haben schreckliche Angst vor bösen Geistern, die sie überall, wo immer sie auch gerade sind, um sich herum vermuten. Wenn Geister ihr Unwesen treiben, sind die Lamas, so glaubt man, die

einzigsten, die Abhilfe schaffen können, indem sie die Unholde durch magische Beschwörungen und Gebete vertreiben. Es gibt Millionen und Abermillionen böser Geister, die sich allerdings zuordnen lassen - und zwar in 360 verschiedene Gruppen. Bestandteil der Ausbildung vieler tibetischer Priester ist es, all diese bösen Geister und deren negative Eigenschaften zu kennen und zu wissen, wie man sie bekämpft. So ist eine durchaus imposante „Geister-Wissenschaft“ entstanden, mit der man die unwissende Masse ungeheuer beeindrucken kann.

Da etwa zwanzig Prozent der tibetischen Bevölkerung aus Priestern und Mönchen besteht, ist es nicht einfach für diese Menschen, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wo die von den Priestern erhobenen Steuern, die Gebühren für Gebete, Teufelsaustreibungen und Beisetzungen, der Verkauf von Talismanen und die Geschenke der zahlreichen Pilger den Lamas nicht genügt, erfinden diese eine spezielle, für den Bezirk zuständige Gottheit, die über einen aggressiven und problematischen Charakter verfügt, der fortwährend besänftigt werden muß, um von dem betreffenden Bezirk schädliche Einflüsse fernzuhalten. Selbstverständlich übernehmen die dort lebenden Menschen die anfallenden „Beschwichtigungskosten“, die von den Priestern „im Interesse der Bürger“ als absolut notwendig angesehen werden.

Die Lamas beuten sogar Kinder aus. Im Alter zwischen acht und zehn Jahren werden die zukünftigen Priester in die Klöster geschickt. Nach den Vorstellungen der Tibeter ist ein Junge alt genug, Schüler eines Priesters zu werden, wenn er in der Lage ist, einen Vogel von mittlerer Größe zu verjagen. Kinder aus wohlhabenden Familien werden gut behandelt, während solche aus armen Elternhäusern oft mißhandelt und von ihren Lehrern zum Betteln geschickt werden, denen sie anschließend das gesammelte Geld aushändigen müssen.

Buddha hätte niemals einen Unterschied zwischen einem reichen Kind und einem armen Kind gemacht, aber „seine“ Priester tun dies um so häufiger. Ihre Gebete sind oft egoistischer Natur. Buddha selbst hätte wohl kaum von Selbstzweck geprägte Gebete empfohlen, da diese Religion zur Farce werden lassen.

Wenn landwirtschaftliche Anbaugelände in Tibet von Dürren bedroht werden, bezahlen die Bauern einige hundert Priester, die gemeinsam für Regen beten sollen, während andere, die sich in den gleichen Gebieten Häuser errichtet haben, dauerhaft schönes Wetter bevorzugen und Priester dafür bezahlen, daß diese für gutes Wetter beten. So beten hunderte von Priestern parallel für Regen und für Sonnenschein, womit sie ihre Götter in eine ausgesprochen problematische Lage bringen, da sie trotz all ihrer Macht nicht gleichzeitig für Regen und Sonne sorgen können.

Man mag darüber lachen, doch gibt es im Westen viele zivilisierte Menschen, die genau das gleiche tun. Religion ist Liebe. Sie hat mit derartigen Narreteien nichts zu tun. Wer den Geist seiner Religion lebt, und das nicht nur fünf Minuten in der Woche, nachdem er einer erhebenden Predigt gelauscht hat, sondern jeden Augenblick seines Lebens, kennt keinen Gott, den er zu beschwatzen und zu bestechen hat; er hat keinen „eigenen“ Gott, den er als Waffe gegen seinen Nachbarn zu benutzen versucht.

Viele tibetische Lamas haben ihre eigene Gottheit, deren Namen sie geheim halten - ihren „Privatgott“ also, der nur mit ihnen in Kontakt tritt!

Genau jene tibetischen Priester sind es, die sich, was die kleinen Dinge des täglichen Lebens angeht, nicht immer gerade gütig verhalten. Gleiches gilt für viele Pilger, die sich auf ihren Fahrten alle zwei Meter, und das manchmal über Strecken von 100 bis 200 Kilometer hinweg, flach auf den Boden werfen. Gnade Gott dem Pilger, der im Verlauf einer solchen Reise erkrankt! Seine frommen Kameraden würden ihn hilflos zurücklassen. Nirgendwo steht geschrieben, daß ein Pilger seinem kranken Reisegefährten zu Hilfe kommen soll. Und jedesmal, wenn sich ein tibetischer Pilger auf den Boden wirft, verspricht er sich davon - wenn ich mich salopp ausdrücken darf - Pluspunkte für sein Tugendkonto. Deshalb ist er ängstlich darauf bedacht, seine lobenswerten Kriechübungen keinesfalls zu unterbrechen, egal was auch immer passiert.

Die tibetischen Räuber würden es nie versuchen, auf diese Art und Weise Verdienste zu erringen. Sie bemühen sich nicht im geringsten darum, edel zu sein und halten sich im Gegensatz zu den Pilgern nicht für gute Menschen. Wird jedoch ein Bandenmitglied unterwegs krank, läßt man es nicht liegen, sondern hilft ihm. Im großen und ganzen scheint es sich bei den tibetischen Pilgern um ziemlich einfältige Menschen zu handeln.

Die meisten von ihnen reisen in Gruppen, weil sie sich vor Banditen und bösen Geistern fürchten.

Einmal ergriff eine Gesellschaft von mindestens 25 Pilgern die Flucht, als ich mich ihr inmitten der einsamen Gegend, in der ich unterwegs war, näherte. Sie bekamen große Angst vor dem Mann, der ganz alleine war und glaubten, es mit einem Geist zu tun zu haben. Je schneller ich auf sie zuing, desto schneller rannten sie davon - 25 erwachsene Menschen! Ich fühlte mich wie ein Offizier, der eine ganze Kompanie Soldaten herumscheucht.

Nur ein Pilger hat Zutritt zu so gut wie allen Klöstern Tibets. Selbst wenn die Regierung des Landes eine Genehmigung erteilte, wäre es dem Forschungsreisenden nicht möglich, alle Klöster zu besichtigen, erst recht nicht jene, die weit entfernt von der Hauptstadt liegen. Doch der Pilger ist stets willkommen, da die Lamas einen potentiellen Geldgeber niemals abweisen würden.

Im Laufe der Jahrhunderte haben die Lamas eine eigenartige Mischung aus Religion und Geschäftemacherei hervorgebracht. An dem Tag, an dem in Tibet ein westliches Wirtschaftssystem eingeführt wird, werden die Lamas vermutlich keine Sekunde zögern, eine ganze Industrie zu errichten, die elektrische Gebetsmühlen produziert oder Abonnements von religiösen Schriften im großen Stil zu offerieren. Sie denken so praktisch, daß sie mehrere Dutzend Seiten aus sehr langen heiligen Texten von mehreren Dutzend Priestern gleichzeitig vorlesen lassen, wobei jeder Priester eine andere Seite vorliest.

So ist der Buddhismus nur noch Papier, sein Geist ist längst nicht mehr lebendig. Der Geist des lebendigen Buddha findet sich heutzutage fast ausschließlich außerhalb der Klöster bei den wenigen tibetischen Eremiten, über die ich den folgenden zwei Kapiteln berichten werde. Nur ab und an stößt man noch auf einige Priester, die in Klöstern den Geist des lebendigen Buddha leben. In den meisten Fällen werden diese aufrichtigen Männer von ihren geschäftsorientierten Brüdern wie Ketzer behandelt.

Ehrliche und kompromißlose Lamas erinnern andere Lamas daran, wie weit diese sich vom Geist der buddhistischen Lehren entfernt haben. „Es bedarf keiner Riten und Zeremonien“ lehrte Buddha. „Wer okkulte Kräfte zur Heilung oder zur Exorzierung benutzt, befindet sich auf einem religiösen Irrweg.“ Diese Aussage entstammt alten, authentischen buddhistischen Schriften. Wen wundert es da, daß die meisten Lamas Menschen ablehnen, die sie an solche Tatsachen erinnern?

In vielen Tempeln gibt es besonders geweihte Nahrung. Die Lamas verteilen gewöhnlich Pillen, die aus Reis, Butter und Mehl bestehen und behaupten, daß durch ihre Einnahme ein besonders enger Kontakt zu den Gottheiten hervorgerufen werden könne. Auch wenn der historische Buddha sich nie als göttlich bezeichnete und nur vom Göttlichen im Menschen sprach, dem Göttlichen, das im Herzen eines jeden menschlichen Wesens schlummert, hat der dogmatische Buddhismus nicht nur Buddha zu einem Gott hochstilisiert, sondern auch seine Verwandten. Der lamaistische Buddhismus hat einen Mutterbuddhakult entwickelt. In vielen Klöstern sieht man lamaistische Statuen der Muttergottes, die das Buddhakind in den Armen hält. Dieser Kult wurde nach und nach im Lauf der Zeit von der buddhistischen Priesterschaft entwickelt. In den frühen Jahren des Buddhismus finden sich davon nichts.

Von einer religiösen Hierarchie war während der ersten Jahrhunderte nach dem Tode Buddhas ohnehin nie die Rede. Es gab nur einzelne verarmte Führer von Gruppen, die versuchten, den Geist seiner Lehre aufrecht zu erhalten angesichts einer ständig zunehmenden religiösen Quacksalberei, der es nur darum ging, Buddhas Geist zu töten und seine

Worte zu verzerren, um dadurch ein eigennütziges und auf spirituelle Ausbeutung bedachtes System zu installieren.

Es fand sich auch in den ersten Jahrhunderten nach Buddhas Tod kein Nachfolger für ihn und es gab keinerlei hierarchische Struktur unter den Gruppenführern.

Erst nach dem Sieg von Mahayana tauchten selbsternannte Nachfolger und „Vizegötter“ auf. Mahayana basierte auf der Annahme, „daß die wahre Botschaft Buddhas zu rein und zu erhaben ist, um eine schnelle Massenakzeptanz zu finden“ und daß daher eine „abgeschwächte Version des Buddhismus“ für die breite Masse geschaffen werden solle, die eine schnelle Verbreitung des Buddhismus als System bewirkt.

Genau so kam es, der Buddhismus breitete sich aus, aber dieser Buddhismus war nicht mehr der Buddhas.

Hätte Buddha wirklich beabsichtigt, eine dogmatische Religion und ein organisiertes Glaubenssystem zu schaffen, warum um alles in der Welt, hat er es dann nicht in diesem Sinne schriftlich festgehalten? Zweifelsohne war ein Genie wie Buddha, das von einem König großgezogen wurde, des Schreibens kundig!

Doch die meisten Geistesgrößen der Vergangenheit haben nie etwas Schriftliches hinterlassen. Sie dürften erkannt haben, daß sich lebendige Wahrheiten nicht auf Papier festhalten lassen. Der organisierte Buddhismus, so wie er heute existiert, ist ein ungeheurer Machtapparat, der sich die Angst und die Leichtgläubigkeit der Menschen zunutze macht. Das gilt insbesondere für den „Buddhismus“ in Tibet und Nepal. Die Religion wurde zunehmend ins Gegenteil verkehrt um die Autorität ihrer Repräsentanten zu stärken.

Jeder hält die Lamas für allwissend. Wenn ein Tibeter Rat sucht, geht er zu den Lamas. Selbst in Liebes- und Eheangelegenheiten werden sie konsultiert und nicht selten gehen die Tibeter zu den Gelbmützenlamas, denen der Kontakt zu Frauen streng untersagt ist.

Die meisten Tibeter haben es gerne, wenn ihnen jemand sagt, was sie tun sollen. Das erspart eigenes Denken. Und wer so denkt, ernährt die Lamas - und zwar gut. Stellt ein Tibeter einem Lama eine Frage, auf die dieser keine Antwort weiß, verhält er sich oft so, wie ein westlicher Arzt, den ich kenne, wenn er nicht in der Lage ist, ein Leiden zu diagnostizieren. Er bemüht sich, recht klug und weise drein-zublicken und schweigt dabei. Befragt man einen Lama in einer komplizierten Angelegenheit, benimmt er sich wie manch einer unserer Rechtsanwälte, der um eine Stellungnahme in einer besonders ungewissen und schwierigen rechtlichen Situation gebeten wird. Er redet viel ohne dabei etwas Konkretes zu sagen. Die Lamas sind sehr durchtrieben und schaffen es immer wieder, sich selbst aus den heikelsten Lagen zu befreien, ohne dabei ihre Autorität einzubüßen.

Dazu eine kleine Auswahl aus „Beratungsgesprächen“, wie ich sie in Tibet mithören konnte und die ich an dieser Stelle frei übersetzt wiedergeben möchte:

I

Ein Ratsuchender geht zu einem Lama, dem, wie vielen anderen tibetischen Priestern, hellseherische Fähigkeiten nachgesagt werden. Er will wissen, wie es einem seiner Verwandten geht, der weit entfernt von ihm wohnt.

Ratsuchender: „Geht es ihm gut?“

Lama: „Manches verändert sich.“

Ratsuchender: „Werde ich ihn wiedersehen?“

Lama: „Das liegt bei den Göttern.“

II

Ein Tibeter will von einem Lama Näheres über seinen Bruder erfahren, der mehrere hundert Kilometer entfernt von ihm lebt.

Lama: „Gewiß hast Du soeben eine Nachricht von ihm erhalten, richtig?“

Ratsuchender: „Nein, Heiliger Vater, das habe ich nicht.“

Lama (mit unerschütterlicher Ruhe): Nun, Du wirst alsbald von ihm hören!”

Ratsuchender: „Ich danke Dir ergebendst.“

III

Ein unzufriedener Tibeter besucht einen Lama um sich zu beklagen.

Ratsuchender: „Vergangenes Monat haben viele von Euch geschätzten Lamas für Regen gebetet. Dann hat es geregnet.“

Lama: „Natürlich hat es geregnet. Wir haben für Regen gebetet und die Götter haben unsere Gebete erhört.“

Ratsuchender: „Aber dieses Mal haben wir Euch viel Butter gebracht, damit Ihr für Regen betet. Aber es hat überhaupt nicht geregnet!”

Lama: „Du darfst den Willen der Götter nicht in Frage stellen. Die Götter wissen am besten, was zu geschehen hat.“

Ratsuchender: „Was sollen wir denn jetzt tun?”

Lama: „Bringe uns noch mehr Butter und wir werden wieder beten.“

Die Tibeter meditieren viel. Es ist einfach, einen meditierenden Lama zu beschreiben, aber äußerst schwierig, zu erraten, was hinter seinem starren Gesicht vor sich geht. Ein meditierender Lama sitzt reglos im Schneidersitz und hält die Arme vor der Brust verschränkt. Seine Augen sind geschlossen und sein Gesicht erscheint blaß und schmal. Es erinnert eher an eine Wachspuppe, als ein menschliches Gesicht. Es ist völlig farblos und leblos. In dieser Haltung verharrt der Lama stunden-, manchmal sogar tagelang, ununterbrochen. Je länger ein Lama einen solchen Zustand der Versenkung aufrechterhalten kann, als desto heiliger gilt er. Findige und praktisch denkende Lamas sind daher angeblich in der Lage, diese heilige Position wesentlich länger aufrecht zu erhalten, als es für die Dauer ihrer religiösen Versenkung tatsächlich notwendig ist. Was denkt ein Lama wenn er meditiert? In was vertieft er sich?

Viele Lamas sind sehr Ignorant und ich kann mir nicht vorstellen, daß sie überhaupt an etwas denken, wenn sie sich in Versenkung begeben. Wahrscheinlich verstehen sie unter Meditation nur einen achtenswerten Zustand der Isolation und des Fastens, in dem sie vermutlich an nichts denken und wenn, dann dürfte sie dies kaum weiterbringen. Es gibt allerdings auch Lamas, auf die das nicht zutrifft. Einige buddhistische Priester konzentrieren sich auf etwas ganz bestimmtes, wenn sie meditieren, nämlich auf die Konzentration und das Sammeln spiritueller Energien.

Ich muß gestehen, daß all meine Beobachtungen in tibetischen Klöstern, in denen ich stets strengstens darauf bedacht war, überzeugend als taubstummer Pilger aufzutreten, nie zu einem wirklichen Verständnis der Ziele und Mechanismen dieser Meditationsübungen geführt haben. Erst später gelangte ich - durch die tibetischen Weisen - zu brauchbarem Wissen in dieser Angelegenheit.

Die Weisen betrachten die Kontemplationsübungen, wie sie von den Lamas ausgeführt werden, als falsche Methode, Spiritualität zu erreichen. Spiritualität ist ihrer Ansicht nach das Ergebnis der inneren Einstellung eines Menschen zum Leben. Sie ist etwas Spontanes, niemals aber etwas, das man sich durch bestimmte Methoden oder Praktiken „angeeignet“ hat. Die tibetischen Eremiten würden nie eine besondere Körperhaltung einnehmen um zu meditieren. Sie würden nie niederknien oder ihre Körper irgendwie verrenken um zu beten und sie beten auch nicht zu bestimmten Anlässen. Ihr ganzes Leben ist ein Gebet. Die Lamas dagegen haben ein ausgefeiltes Meditations- und Gebetssystem entwickelt, das sie mehr und mehr verkomplizieren. Dadurch erwerben sie sich den Ruf von hochgelehrten Männern und unterscheiden sich grundsätzlich von den tibetischen Weisen, die die Einfachheit der Dinge bevorzugen.

„Wirkliche Meditation“, sagte einer dieser heiligen Männer, die sich übrigens nie als solche bezeichnen würden, zu mir, „ist etwas Natürliches und Problemloses, kein Verdrängen diverser Gedanken, die man gelegentlich hegt, in der Hoffnung, für seine Meditation einen spirituellen oder materiellen Gegenwert zu erhalten.“

Er drückte sich zwar einfacher aus, aber da diese engen geistigen Kontakte sich eher auf der spirituellen als auf der intellektuellen Ebene bewegten, gebe ich diese Aussagen so wieder, daß sie für den westlichen Leser leichter zu verstehen sind.

Die Lamas (mit Ausnahme der ganz wenigen Lamas, die zu den Weisen gehören und tatsächlich meditieren können, aber nicht darauf angewiesen sind) kennen zwei Arten der Meditation. Bei der ersten handelt es sich vermutlich um gar keine Meditation, sondern lediglich um eine Pose, ein regloses Sitzen und Dösen, daß den Eindruck von Heiligkeit erwecken soll. Die zweite Art wird von der sogenannten Kämpfernatur bevorzugt und später noch sehr treffend von meinem tibetischen Eremitenfreund charakterisiert.

Das Ziel der lamaistischen Meditation besteht darin, den Menschen aus seiner „niederen“ Welt der Materie in die „höhere“ Welt des Geistes zu erheben. Dabei soll schließlich der Geist von der Materie getrennt werden, so wie die extrem materialistisch geprägte westliche Lebenseinstellung die die Trennung der Materie vom Geist anstrebt. Beide Ansichten halte ich, mit Verlaub gesagt, für gleichermaßen unsinnig.

Während der „Meditation“ verjagt der meditierende Lama sämtliche in diesem Zustand aufkommenden Gedanken, die nicht mit seinen erwünschten „heiligen“ Gedanken korrespondieren, durch antagonistische geistige Bilder. Die tibetischen Eremiten, die in ihrem Leben längere oder kürzere Zeit in Klöstern verbracht hatten, konnten mir darüber sehr aufschlußreiche Informationen zukommen lassen.

Der meditierende Lama sucht einen abgelegenen Ort auf, falls ihm ein solcher zur Verfügung steht. Wenn nicht, zieht er sich dort, wo er sich gerade aufhält, nur geistig zurück. Er nimmt die heilige Position ein, wobei er darauf achtet, daß sein Rückgrat eine gerade Linie mit seinem Nacken bildet und daß seine Nasenspitze genau auf seinen Nabel ausgerichtet ist. Sobald seine Konzentration nachläßt und seine Gedanken zu wandern beginnen, konzentriert er sich auf seinen Nabel. Sobald er müde wird, blickt er auf den oberen Teil seiner Nase. Alle

Gedanken, die nicht „heilig“ sind und während der „Meditation“ aufkommen, müssen unbedingt durch bestimmte geistige Bilder ersetzt werden. Angeblich wird der Friede der meditierenden Lamas in aller Regel durch sexuelle Gedanken gestört. Das erscheint logisch. Das Geschlechtsleben der Lamas ist in den meisten Fällen verkümmert und Bedürfnisse, die eher aufgrund von Angst, als aufgrund von tieferer Erkenntnis nicht ausgelebt werden können, neigen dazu, daß Bewußtsein zu verlassen und sich im Unterbewußtsein festzusetzen. Wenn ein Lama mit seiner Meditation beginnt, sorgt er zuerst dafür, daß sein Geist „leer“ wird.

Sobald der Geist eines Menschen „leer“ ist, wird sofort das Unterbewußtsein aktiv und all jene verborgenen und unerwünschten Gedanken drängen an die Oberfläche. Wird der meditierende Lama von wollüstigen Gedanken verfolgt, so muß er diese mit geistigen Bildern bekämpfen, die in ihm Abscheu und Ekel vor den Freuden der Sinne erzeugen. Der Lama konzentriert seine gesamte Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Teil seines Körpers und stellt sich dabei vor, daß dieser von einem Geschwür befallen wird. Je widerwärtiger das Bild des Geschwürs auf ihn einwirkt und je mehr Entsetzen die körperliche Verunstaltung der Krankheit bei ihm auslöst, desto besser für den Erfolg seiner tiefreligiösen Anstrengungen. Dann sieht er, wie das Geschwür sich ausbreitet, seinen gesamten Körper infiziert und riesige Mengen an Blut und Eiter absondert. Führt der Lama diese Übung richtig aus, muß er wirklich glauben, daß dieses Geschwür von seinem ganzen Körper Besitz ergriffen hat. Am ganzen Leib muß er Schmerzen und ungeheure Qualen erleiden. Es kommt vor, daß Lamas tatsächlich krank werden, wenn sie sich derart grauenvollen Imaginationen hingeben. In manchen Fällen führt dies sogar zu schweren gesundheitlichen Störungen. All das beruht auf reiner Autosuggestion.

Nachdem er seinen eigenen Körper geschwulstübersät und in einem entsetzlichen Zustand gesehen hat, geht der Lama einen Schritt weiter. Er stellt sich nun alle Menschen dieser Welt, eine unendliche Zahl von Menschen, vor, die sich an seiner Krankheit anstecken und wie sich dieses scheußliche Geschwür in deren Leiber hineinfrißt, bis sie alle ein ebenso armseliges und schmerzgepeinigtes Dasein führen, wie er selbst.

Ist der Lama noch immer nicht krank geworden von diesen schrecklichen Szenarien und verfügt über ausreichend Kraft, seine Imaginationen fortzusetzen, erzeugt er in sich ein Bild von allen Bewohnern dieses Planeten, deren Körper von Geschwüren zerfressen werden.

Diese Übungen sollen den meditierenden Lama dabei unterstützen, sich über die Versuchungen des Fleisches hinwegzusetzen und ihm die Vergänglichkeit und Unwirklichkeit der Sinnesfreuden zu vergegenwärtigen. Sie sollen seine Seele mit Abscheu und Ekel vor allem Weltlichen füllen, sodaß der er sich mehr und mehr von der Materie und den Versuchungen des Fleisches löst.

Es gibt jedoch auch andere Meditationsübungen, wie beispielsweise die folgend beschriebene, bei der es nicht um Schmerz und Leid geht, sondern um das Positive. Sie soll dazu beitragen, Liebe und Zuneigung zu erwecken.

Als ein Mittel gegen Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der leidenden Kreatur, wird den Lamas eine andere Meditationsübung gelehrt. Dabei sollen sie sich zigtausende hochsensible Wesen, Mensch und Tier gleichermaßen, vorstellen, die unter den unvorstellbarsten Qualen leiden. Ihre Körper krümmen sich vor Schmerzen und ihre entsetzlichen Schreie durchdringen das gesamte Universum. Der Lama muß diese Schreie mit seinem „inneren Ohr“ tatsächlich hören können. Sie werden lauter und lauter, bis sie ein markerschütterndes Konzert des Elends ergeben. Nun sendet der Lama diesen gepeinigten Wesen Energien der Liebe. Dies muß er mit soviel Mitgefühl und Inbrunst tun, daß ihm Tränen in die Augen steigen. Dann fängt er - im Geiste - die Tränen mit seiner linken Hand auf, führt sie zum Herzen und wirft sie in Richtung der leidenden Kreaturen. Seine Tränen werden ihre Schmerzen wie durch Zauberhand lindern. Doch es ist nur ein Tropfen auf einem heißen Stein. Der Lama spürt, daß es riesiger Mengen an Tränen benötigt, um all den Durst nach Mitgefühl und Zuneigung der Gequälten zu löschen. So weint er immer mehr. Tränen rinnen seine Wangen hinab während seine Vision stärker und stärker wird. Schließlich fließen seine Tränen wie ein Bach, der zu einem Fluß

anschwillt und der Fluß wird so mächtig wie eine Sintflut, die all jenen das tröstende Naß spendet, dessen sie so dringend bedürfen.

Auch wenn einige dieser Übungen von positivem Charakter sind, werden sie kaum zu Ergebnissen führen, da sie auf äußeren Methoden basieren. Hier besteht ein grundsätzlicher Unterschied zu den wahren Weisen. Sie benutzen keine äußeren Methoden zur Bekämpfung der Symptome menschlicher Unzulänglichkeit. Die Eremiten gehen die Ursachen unmittelbar an. Sie arbeiten von innen, während der meditierende Lama von außen nach innen arbeitet.

Anders als die Lamas, trennen die Eremiten nicht Materie und Geist. Sie bemühen sich darum, die Materie zu spiritualisieren. Die Lamas hingegen versuchen, Materie und Geist durch Loslösung des Geistes von der Materie zu trennen.

Das Leben kann nicht nur materiell sein. Andererseits kann es aber auch nicht nur spirituell sein. Es muß beides sein. So wie die extrem materialistische Lebensphilosophie des Westens dazu neigt, die Materie vom Geist zu trennen, wodurch das Leben zu einem tristen und sinnlosen Dasein wird, so begehen die Meditationsübungen des Ostens denselben Fehler, nur in umgekehrter Richtung. Sie veranlassen den Meditierenden dazu, den Geist von der Materie zu trennen.

Beobachtet man die Lamas eingehend wenn sie nicht meditieren, um herauszufinden, wie sie sich in den kleinen Dingen ihres alltäglichen Lebens verhalten, so stellt man fest, daß sie sich durch nichts von anderen Menschen unterscheiden. Als liebenswürdig und mitfühlend erweisen sie sich nur bei bestimmten Anlässen.

Sie sind weder beständig noch spontan noch ungezwungen und damit das genaue Gegenteil der liebevollen und warmherzigen Eremiten, die sich darum bemühen, die Bedeutung von Materie zu erfassen und sie zu spiritualisieren. Nur Menschen, die das Leben verstehen, nur Menschen, die erkannt haben, daß das Leben beides ist - Materie und Geist - und die diese Erkenntnis beständig in ihrem Alltagsleben zum Ausdruck bringen, sind wirklich human.

Humanität ist es, an der es dieser Welt, die durch fehlende Liebe zugrunde geht, so sehr mangelt. Was wir brauchen, sind Menschen, die Humanität, Aufrichtigkeit und Spontanität in den kleinen Dingen des Alltags zum Ausdruck bringen. Menschen, die gelegentliche idealistische Anflüge haben und den Wurm am Boden zertreten, während sie mit ihrem Kopf in den Wolken schweben, gibt es genug.

Dazu gibt es eine recht treffende Geschichte von einem westlichen Idealisten, der von seiner Frau an das Bett ihres kranken Vaters geholt und gebeten wurde, sich um den alten Mann zu kümmern. Als die Frau einige Stunden später zurückkehrte, war ihr Vater tot und der Idealist saß im Krankenzimmer und schmiedete einen großangelegten Plan zur Rettung der Welt, in dem natürlich er selbst die Zentralfigur war. Dabei hatte dieser „Idealist“ völlig den sterbenden Mann vergessen, der nichts zu trinken und keinerlei Aufmerksamkeit erhalten hatte.

Das Gesundheitswesen Tibets befindet sich in den Händen der Lamas. Im südlichen Teil des Landes, in der Himalayaregion, gedeihen viele Heilpflanzen, die von den Lamas gelegentlich für medizinische Zwecke benutzt werden. Doch in den meisten Fällen würde der westliche Beobachter nur den Kopf schütteln über die Behandlungsmethoden eines tibetischen Heilers. Ich sah Lamas, die Wunden bespuckten oder Wasser in das Gesicht eines Patienten spritzten, ganz gleich worunter der Kranke litt. Die tibetische Pharmakologie ist eine völlig andere, als die uns bekannte. Was halten Sie, verehrter Leser, wohl von dieser tibetischen Rezeptur?

„Man nehme die Nieren eines einheimischen Yaks und tauche sie in Blut. Dann schreibe man mit dem Blut die vier heiligen Worte auf den Erdboden. Danach lege man die Nieren in einen kleinen Schaffellbeutel, der im Schein des Mondes genäht wurde. Diesen fülle man mit frisch gesammelten Dung und verschließe ihn. Man gehe nun sieben Mal, die rechte Körperhälfte ihm zugewandt, um ihn herum. Dann öffne man ihn in frommer Stimmung und nehme die Nieren heraus. So erhält man ein besonderes Medikament, mit dem sich nahezu jedes Leiden bekämpfen läßt.“

Ein westlicher Gelehrter mag darüber lachen, aber nicht vergessen, daß es erst 300 Jahre her ist, daß medizinische Fakultäten in Europa Rheumakranke behandelten, indem sie ihnen Fett verabreichten, das aus menschlichen Körpern stammte. Diese Behandlungsmethode galt seinerzeit in der medizinischen Schulwissenschaft als unfehlbar.

Ebenfalls vor nicht allzu langer Zeit hielt man im Westen den Aderlaß für ein Heilmittel gegen vielerlei Beschwerden. Heutzutage gibt es neue „unfehlbare“ Methoden, wie zum Beispiel die Schutzimpfung und andere. Doch auch sie werden einmal anderen „unfehlbaren“ Methoden weichen müssen. Langfristig gesehen unterliegen unsere wissenschaftlichen Methoden, ähnlich wie die Damenmode, einem dauernden Wandel.

Ein tibetischer Lama, der seine unfehlbare Nierenmedizin zubereitet und deshalb ausgelacht würde, wäre nicht weniger verärgert, als die meisten Menschen im Westen, würde man sie dafür auslachen, daß sie sich sehr ernst nehmen, weil sie streng gesellschaftsbewußt und zeitgeistorientiert denken.

Ich staunte nicht wenig, als ich mitbekam, daß die Lamas so gut wie gar nichts über den menschlichen Körper wissen. Dies erscheint seltsam in einem Land, in dem es ein weitverbreiteter Brauch ist, Menschen nach ihrem Tode zu zerstückeln. Viele Lamas glauben beispielsweise, daß die Samenflüssigkeit in den Nieren entsteht und daß das Rückgrat eine direkte Verbindung zum oberen Brustbereich hat! Falls derartige Ansichten nicht in irgendeiner Form symbolischer Natur sind, dann haben die Lamas wirklich nicht die geringste Ahnung von der menschlichen Anatomie.

Die tibetische Medizin kennt praktisch keine analytische Vorgehensweise. Sie geht nicht davon aus, daß sich die einzelnen Körperteile deutlich voneinander unterscheiden, sondern betrachtet den menschlichen Körper als ganzheitliches Gebilde. Der etwas gebildete tibetische Physiologe, so erzählten mir die Eremiten, glaubt an unsichtbare Körpersäfte, die den menschlichen Körper durchfluten und in ihm zirkulieren.

Tibetische Wissenschaftler sind überzeugt davon, daß durch ein Ungleichgewicht dieser Körpersäfte - daß meist auf psychische Reaktionen oder, wie die Tibeter zu sagen pflegen „Geister“, zurückzuführen ist, Krankheiten entstehen, wobei sie allerdings praktisch nie nach einem konkreten Krankheitsherd suchen und eher den feinstofflichen als den stofflichen Körper behandeln.

Es hat den Anschein, als würden die Tibeter genau so falsch handeln wie die westliche Medizin, die es mit Spezialisierung und Lokalisierung übertreibt, nur in umgekehrter Richtung. Unserer Medizin fehlt im allgemeinen die ganzheitliche Sichtweise, während die Tibeter das Lokalisieren von Krankheiten sträflich vernachlässigen. Der richtige Weg dürfte wohl etwa in der Mitte dieser beiden Extreme zu suchen sein.

Ein westlicher Mensch, der ein Desinfektionsmittel benutzt, würde sich damit zum Gespött der tibetischen Wissenschaftler machen. Die Tibeter sind der Meinung, daß Epidemien durch böse Gedanken hervorgerufen werden und daß positives Denken ein sehr wirksames Desinfektionsmittel ist.

Darüber mag wiederum der westliche Mensch lachen. Allerdings haben selbst westliche Wissenschaftler festgestellt, daß das Wasser verschiedener Flüsse, die ihren Ursprung im Gebiet des Himalaya haben, die Entwicklung sämtlicher Krankheitserreger unterdrückt. Und viele Menschen, denen die Tibeter starke positive Gedankenkräfte nachsagen, leben genau in dieser Gegend.

8. Tibetische Wunder

Die „unfehlbaren“ medizinischen Methoden der Berufsheiler stehen jedem zur Verfügung, der bereit ist, diese Dienste, natürlich gegen Bezahlung, anzunehmen, sei es mit Geld oder mit Naturalien. Die tibetischen Weisen hingegen würden niemals behaupten, daß ihre Heilungsmethoden unfehlbar sind. Nichtsdestoweniger verfügen sie über Methoden, die nahezu wundersam erscheinen, jedoch haben diese weisen Männer, ganz im Gegensatz zu den Berufsheilern, nicht die Absicht, sich materielle Vorteile zu verschaffen und auch kein Interesse daran, diese unglaublichen Heilmethoden jedem anzubieten. Dem westlichen Beobachter mag diese Einstellung herzlos erscheinen und man muß sie mit offenem Geist sehr eingehend studieren, um dafür eine Erklärung oder Entschuldigung vorbringen zu können und ich möchte es daher nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß diese Männer, die so mitfühlend am Leid anderer teilhaben, dies im Geiste der Opferbereitschaft tun.

Mein erstes Erlebnis mit einem dieser weisen Heiler, denen ich bereits zuvor begegnet, aber nie Zeuge einer ihrer unerklärlichen Heilungen geworden war, hatte ich im Tokdjalung-Bezirk, als ein großer Stein einen Abhang herabrollte und sehr wahrscheinlich einem Passanten das Leben gekostet hätte, hätte nicht ein junger Mann ihn geistesgegenwärtig in letzter Sekunde zur Seite gestoßen. Unglücklicherweise war dieser so damit beschäftigt, dem Fremden das Leben zu retten, daß er seine eigene Sicherheit außer Acht ließ. Ein kleinerer Stein, der unmittelbar dem großen gefolgt war, traf ihn und riß eine riesige, mindestens 50 Zentimeter lange schwere Fleischwunde in seine rechte Körperhälfte, die von der Schulter bis zu seinem Handgelenk reichte. Der arme Mann litt unter fürchterlichen Schmerzen und verlor so viel Blut, daß sich seine Kleider bis hin zu den Knien rot färbten, ehe ihm einer der Umstehenden zu Hilfe eilen konnte.

Niemand befand sich im Besitz von etwas, das als Verbandsmaterial hätte dienen können. Gerade als ich aus der Brusttasche meines tibetischen Gewandes meine Packung mit radioaktiver Erde hervorholen

wollte, um die Wunde damit zu versorgen und sie anschließend mit einem Stoffteil meiner Kleidung zu verbinden, hielt mich ein Tibeter zurück, der den Unfall beobachtet hatte. Sofort fiel mir auf, daß er makellos sauber war - was in Tibet eine Seltenheit ist - und sein gesamtes Auftreten dem eines würdevollen und dennoch bescheidenen Menschen entsprach. Ich spürte diese seltsame Mischung aus bewußter Macht und Demut, die alle wirklich großen Männer kennzeichnet. Sein Gesicht war nicht mehr jung, zeigte aber auch fast keine Falten. Er hatte wunderschöne schwarze Augen, aus denen Tränen des Mitleids seine Wangen hinabließen.

Als er sagte:

„Halt, laß' mich es tun," klang es wie eine sanfte Bitte, aber seine glasklaren Stimme hatte etwas Befehlsartiges an sich.

Er ging zu dem Verletzten, der große Schmerzen hatte und berührte dessen Haar und Gesicht. Schon lief das Blut auch über die Kleidung des Helfers, den dies jedoch nicht zu stören schien. Überaus zärtlich streichelte er den Kopf des jungen Mannes. Mit einem Mal war er von seinen Schmerzen wie durch Zauberhand befreit. Der Mann, der noch wenige Sekunden zuvor entsetzlich gestöhnt hatte, sah auf und lächelte. Dann ergriff der andere seinen Arm und strich mehrmals darüber. Ich kann nicht sagen, ob er die blutende Wunde tatsächlich berührte, oder ob er nur wenige Zentimeter darüber hinwegfuhr. Gleich wie es nun war, die Blutung kam sofort zum Stillstand. Anschließend trennte er ein Stück Stoff aus seinem Gewand heraus, das - anders als die üblichen Kleider der Tibeter - aus einem einzigen Stück angefertigt war und verband damit die Wunde. Der junge Mann lächelte noch immer. Seine Schmerzen waren gänzlich verschwunden.

„Gehe jetzt, mein Junge," sagte sein Helfer mit den strahlenden Augen, „gehe! Wenn Du gute Gedanken hegst -und ich zweifle nicht daran, daß Du dies tun wirst, Du gutes, wunderbares Wesen, dann wird Deine Wunde in wenigen Tagen verheilt sein."

„Danke," stammelte der junge Mann.

„Danke nicht mir,“ entgegnete der Heiler. „Du hast Liebe gegeben und Liebe hat Dir geholfen. Lebe so, daß ich es nie bedauern soll, Dir geholfen zu haben. Leb wohl.“

Diese Worte, in denen so viel Liebe und Güte mitschwangen, waren gleichzeitig ein Befehl. Tränen der Rührung und des Dankes liefen über das Gesicht des jungen Mannes, als er seinen Weg fortsetzte.

Es ist seltsam, die Tibeter zeigen oft Tränen der Freude und des Mitgefühls, aber selten Tränen des Schmerzes, der Trauer oder des Zorns.

Die anderen Anwesenden hatten kein Wort gesagt. Sie wagten es kaum, den heiligen Mann anzusehen. Als er ihnen „Lebt wohl“ sagte, suchten sie erschrocken und zitternd das Weite. Ich war der Einzige, der am Ort dieser unglaublichen Heilung zurückblieb.

Der weise Mann kam etwas näher. Seine phantastischen Augen funkelten. Als ich in sie hineinsah, vergaß ich Vergangenheit und Zukunft und wurde mir der Gegenwart bewußt, wie nie zuvor.

„Ich würde gewiß einen guten Arzt abgeben, oder nicht?“ fragte er mich lächelnd.

Merkwürdig! Er sagte genau das, was mir soeben durch den Kopf gegangen war.

„Ja.“ antwortete ich. Warum sollte ich mich in der Gegenwart eines Menschen, der Gedanken lesen konnte, weiterhin als Taubstummer ausgeben?

„Und trotzdem setzte ich meine heilerischen Fähigkeiten nur in Ausnahmefällen ein,“ fuhr er fort. „Was hätte es zum Beispiel für einen Sinn, jemandem zu helfen, der deshalb krank geworden ist, weil er ständig zu viel ißt. Übrigens ist die Völlerei in Tibet nicht so weit verbreitet wie im Westen.“

Er warf mir einen vielsagenden Blick zu. Ich zuckte leicht zusammen, was ihm nicht verborgen blieb.

„Fürchte Dich nicht!" sagte er. „Ich würde Dich niemals verraten. Das ist nicht meine Art."

Ich war beruhigt.

„Ich würde nie jemanden heilen, der zuviel gegessen hat, es sei denn, ich wäre mir sicher, daß er nach seiner Genesung nicht wieder anfängt übermäßig zu essen. Es gibt Menschen, die eine solche Hilfe dazu benutzen würden, anderen Personen oder ihren eigenen armen Körpern erst recht zu schaden. Natürlich existieren Ausnahmen. Gerade habe ich diesen jungen Mann geheilt. Du hast es gesehen," erklärte er mir.

„Du hast dem jungen Mann geholfen," sagte ich. „Hättest Du auch dem Mann geholfen, der von ihm gerettet wurde?"

„Bitte halte mich nicht für brutal mein Freund, wenn ich Dir sage, daß ich ihm nicht geholfen hätte."

„Meinst Du das im Ernst?"

„Ich meine immer das, was ich sage."

„Ist das nicht sehr hart und grausam?"

„Nur wenn man die Dinge oberflächlich betrachtet. In Wirklichkeit nicht. Jedes Unglück, das über uns hereinbricht, ist das Resultat negativer Gedanken und negativer Handlungen. Wir ernten, was wir säen. Der Mann, dem der Stein galt, wurde dieses Mal verschont, aber früher oder später wird er sich in der gleichen Situation wiederfinden. Wenn nicht in diesem Leben, dann in einem zukünftigen."

Ich wunderte mich, wie gut ich diesen Mann verstand. Bisher hatte ich oft nicht mehr als drei oder vier Wörter eines ganzen Satzes der tibetischen Sprache erfaßt und nun verstand ich mit einem Mal alles.

„Sollten wir nicht das Böse bekämpfen, zum Beispiel den Krieg?" fragte ich ihn.

„Krieg ist das Ergebnis negativer Gedanken, die von egoistischen Menschen erzeugt werden," antwortete er.

„Viele Menschen führen Krieg in ihren Herzen. Sie kämpfen auf unterschiedlichste Art und Weise gegen ihre Mitmenschen,

während sie gleichzeitig von Frieden reden. Wenn Menschen gegen Krieg sind, weil sie sich vor dem Krieg fürchten, ist ihr Widerstand wertlos. Es hat keinen Sinn, Symptome zu bekämpfen, wir müssen unsere Herzen ändern."

Mir wurde bewußt, daß nur die wenigsten Menschen diesen Mann verstehen würden, ganz egal in welchem Land dieser Welt.

Die Güte dieser weisen tibetischen Männer ist eine Güte der Stärke. Sie ist im weitesten Sinne unpersönlich und weitsichtig, ganz im Gegensatz zu der Güte anderer Tibeter, darunter auch vieler Priester, Pilger und sogenannter Idealisten, die auf nichts anderem als Schwäche basiert. Sie ist im wesentlichen kurzsichtig und selbstbezogen und katastrophal hinsichtlich ihrer Auswirkungen, da sie lediglich Symptome angeht. Eine falsche Auffassung vom Leben, die die Menschen dazu gebracht hat, die inhärenten desolaten Zustände nicht mehr wahrzunehmen, hat diese Symptome hervorgerufen.

Im Vergleich zur Einwohnerzahl Tibets, die sich auf mehrere Millionen belaufen dürfte, ist die Anzahl der Weisen nur sehr gering. Mit Sicherheit liegt sie weit unter tausend.

Die Weisen genießen bei der Bevölkerung hohes Ansehen, obwohl sie sich nie auch nur im geringsten darum bemüht haben. Die Meinung anderer spielt für sie keine Rolle, während das inhaltlose Dasein der übrigen Tibeter geprägt ist von der Meinung anderer.

Darüberhinaus sind die Eremiten in Tibet sehr populär. Von ihnen empfangen und angehört zu werden, gilt in den Augen des tibetischen Volkes als eine besondere Auszeichnung. Als einige Tibeter sahen, wie ich mit dem heiligen Mann sprach, nachdem er seine Heilung vollbracht hatte, verlieh mir dies so viel Anerkennung, daß ich zu einem wichtigen Gesprächsthema im Bezirk wurde. Der Weise, der natürlich wußte, woher ich kam, riet mir deshalb, diesen Bezirk so schnell wie möglich zu verlassen und half mir dabei so gut er konnte.

Kurz bevor wir Abschied voneinander nahmen, fragte ich ihn:

„Wie denkst Du über Dich? Bist Du ein großer Mann?“

Er lächelte. „Nichts ist groß und nichts ist klein, mein Freund," sagte er. „Ein Insekt ist ebenso wichtig, wie ein kleiner Mann oder ein sogenannter großer Mann. In einem Kessel, in dem das Wasser zu kochen beginnt, herrscht nicht weniger Aufruhr, als bei der Erschaffung oder Zerstörung eines Imperiums, oder bei der Schöpfung oder Vernichtung eines Universums. Alles ist relativ. Was bleibt, ist nur der Fluß des Lebens und die Ewigkeit. Was wird in 6.000 Jahren noch übrig sein von den Gebeinen der größten Männer? Vielleicht erinnert sich einmal niemand mehr ihrer Namen. Alles ist relativ, mein Freund. Ich bin nicht größer als der Vogel in der Luft oder der Wurm am Boden. Es gibt nur den Fluß des Lebens. Seine äußere Gestalt ist unwesentlich."

Diese Männer erwarten nicht, daß man sie achtet und dennoch zollt man ihnen großen Respekt. In ihren Herzen sind sie wie Kinder, kindlich und einfach. Sie scheinen den größten Fehler, den ein spirituell Heranreifender begehen kann, nämlich spirituelle Überheblichkeit, vermeiden zu wollen. Sie verstehen sich als spirituelle Diener der Menschheit ohne dabei auch nur den geringsten Anspruch auf spirituelle Ränge oder Auszeichnungen zu erheben.

Es gibt Tibeter, die sich das hohe Ansehen der wirklichen Weisen zunutze machen, indem sie sich ähnlich kleiden und sich als wahre Eremiten ausgeben. Sogar die Lamas treten häufig als Eremiten auf, um sich auf diese Weise mehr Achtung zu verschaffen. Sie ziehen sich für mehrere Jahre in die Einsamkeit zurück, um zu „außerklösterlichen Eremiten" zu werden. Davon versprechen sie sich sowohl höhere Anerkennung als auch höhere Ränge innerhalb der tibetischen Priesterschaft. Der sorgfältige Beobachter weiß sehr genau zwischen beiden Charakteren zu unterscheiden. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den echten Eremiten und denjenigen, die aus egoistischen Gründen als solche auftreten. Im allgemeinen führen die wirklichen Eremiten ein weit zurückgezogeneres Dasein, als ihre Nachahmer. Sie treten nur selten und dann in Erscheinung, wenn sie sich sicher sind, daß sie dadurch etwas bewirken können, sei es in Form von geistiger oder konkreter Hilfe.

Ein Reisender kann die unzugänglichsten Gebiete durchstreifen, in denen die Eremiten tatsächlich zu Hause sind. Er mag nur wenige hundert Meter von ihren schlichten Heimen entfernt sein und dennoch wird er sie nicht zu Gesicht bekommen, wenn sie es nicht wünschen. Sie sind nicht daran interessiert, die Neugierde anderer Menschen zu befriedigen. Hin und wieder helfen sie durch ihr Wissen weiter, doch nur dann, wenn sie einen sinnvollen Zweck darin sehen.

Nahezu alle der tibetischen Eremiten, die in kleinen, in den Fels geschlagene Höhlen wohnen und oft viele Jahre in absoluter Dunkelheit leben, sind keine wirklichen Eremiten. Um ihre völlige Isolation nicht zu stören, erhalten diese sogenannten Eremiten Tag für Tag ihre Mahlzeit von einer Person, die sie niemals sehen. Die wahren Eremiten halten solch äußerliche Dinge, wie Dunkelzellen zur Schulung der Konzentration für unnötig. Wenn sie sich zurückziehen, dann nur deshalb, um Kontakte mit Neugierigen zu vermeiden.

Allerdings ist das äußere Erscheinungsbild der wahren Weisen nicht immer das gleiche. Einige von ihnen führen alles andere als ein zurückgezogenes Dasein. Sie wirken wie gewöhnliche Menschen und können nur von anderen Eremiten erkannt werden. Es gibt in der Tat kein äußeres Zeichen, das auf ihre wirkliche Identität schließen ließe. Originellerweise schlüpft ein solch wahrhaft weiser Mann gelegentlich mit Absicht in ein schmutziges Gewand. Tut er dies, dann beispielsweise deshalb, weil er einen seiner Mitmenschen von dessen Sucht nach Verehrung der stofflichen Gestalt großer Männer zu heilen beabsichtigt.

Einige wenige dieser wirklich weisen Männer leben sogar als Lamas in tibetischen Klöstern. Lamas, die ihre Religion zu einem Geschäft gemacht haben, oder die „spirituell“ sind, weil sie dafür insgeheim eine Belohnung erwarten, würden den Weisen und dessen wahre Natur niemals erkennen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Lama, der mich in dem Kloster vor dem Schlimmsten bewahrte, einer von ihnen.

Die wirklichen Eremiten würden nie einen anderen Menschen ängstigen, noch würden sie versuchen, ihn mit ihrer Macht zu beeindrucken. Die falschen Eremiten tun beides. Wahre Eremiten haben weder etwas zu

vergeben, noch machen sie irgendwelche Versprechungen. Dem, der ihnen begegnet sagen sie lediglich:

„Sieh' diese Welt und all das schreckliche Leid, das von der Unwissenheit ihrer Bewohner herrührt. Die Menschen sind egoistisch, weil sie fälschlicherweise glauben, sie müßten sich selbstsüchtig verhalten, um glücklich sein zu können. Dieses unsinnige Streben nach Glück auf Kosten anderer, die deshalb leiden müssen, führt zu so viel Qual und Pein, daß Dir, würdest Du in diesem Augenblick alle Schmerzensschreie des Universums hören, das Herz bräche. Und Du, mein Freund, der dies nun weiß, wie kannst Du beiseite stehen und nichts tun? Kuriere keine Symptome, sondern gehe direkt an die Ursachen heran. Ändere Dein Herz, und wenn dies geschehen ist, wirst Du Deine eigene Lehre leben und der Welt ein lebendiges Beispiel sein.“

Die wahren Eremiten betonen, daß der Impuls, sein Leben zu verändern, aus dem Innern kommen muß.

Äußere Praktiken sind ohne jeden Wert und führen bestenfalls zu kurzen Momenten künstlich erzeugter „Heiligkeit“, was nichts anderes ist, als eine Tarnung für permanente Herzlosigkeit.

„Strebst Du nach Geld oder anderen Besitztümern?“ wurde einmal einer der wirklichen Weisen in meiner Gegenwart gefragt.

„Nein,“ antwortete er.

„Warum nicht?“

„Ich habe alles, was ich benötige.“

„Aber wie bekommst Du es?“

„Das Leben selbst gibt mir alles, was ich möchte.“

„Warum gibt das Leben nicht jedem, was er möchte? Es gibt soviele Menschen, die hungrig sind und um Nahrung betteln; andere brauchen dringend Geld - und trotzdem bekommen sie es nicht vom Leben.“

„So ist das Leben, mein Freund,“ antwortete der Weise. „Wenn Dir das Leben etwas nicht gibt, dann weiß es, daß Du damit nicht richtig umgehen würdest, oder daß Du gegenwärtig die Erfahrung des Leidens brauchst. Das größte Unheil, das die meisten

Menschen ereilen könnte, wäre die plötzliche Erfüllung all ihrer Wünsche, weil sie sich die Dinge nur für ihr kleines Selbst wünschen, nicht aber für das Leben als Ganzes."

Die wirklichen Eremiten essen nur sehr wenig. Trotzdem verweisen sie darauf, daß sie nicht anstreben, ganz ohne Nahrung auszukommen. Sie wollen nicht deshalb fasten, weil sie sich davon eine materielle oder spirituelle Belohnung versprechen. Sie scheinen innerlich so erleuchtet zu sein, daß sie nur sehr wenig Nahrung benötigen.

Einmal fragte ich einen Eremiten ganz direkt, wie er es gelernt habe, die Gedanken anderer Menschen zu lesen.

„Ich habe mich nie darum bemüht," erwiderte er. „Es kam alles von selbst. Nachdem ich mich von meiner Ichbezogenheit befreit und innerlich einen Bewußtseinszustand erreicht hatte, der es mir nie wieder möglich machen sollte, persönliche Vorteile aus dieser Fähigkeit zu ziehen, konnte ich Gedanken lesen. Geübt habe ich es niemals."

„Diese Fähigkeit würden viele Menschen gerne besitzen," bemerkte ich.

„Ja," entgegnete er, „und wenn Egoisten die Gedanken ihrer Mitmenschen lesen könnten, ginge es auf diesem Planeten noch schlimmer zu. Man stelle sich eine Stadt mit lauter Wänden und Mauern aus Glas vor. So etwas wäre nur in einer Welt möglich, in der die Menschen freiwillig davon Abstand nehmen, die Privatsphäre anderer zu verletzen."

„Manchmal fühle ich die Gedanken anderer Menschen in mir," offenbarte ich mich dem Eremiten, „und es ist mir nicht angenehm."

„Wenn Telepathie Verständnis für die Probleme anderer hervorruft, ist das in Ordnung," erwiderte er. „Doch wehe, wenn sie zu Überheblichkeit führt. Dort, wo die Kunst des Gedankenlesens durch äußere Praktiken entwickelt wird, entsteht gewöhnlich Letzteres. Wem sich Telepathie innerlich erschließt, weil er mit anderen so tief verbunden ist, daß er sich eins mit ihnen

fühlt, wird keinen Schwierigkeiten ausgesetzt sein und auch nicht der Gefahr, daß er dieses Talent für egoistische Zwecke mißbraucht.

Und noch eines: der Begriff egoistisch ist hier im weitesten Sinne gemeint. Diese Fähigkeit darf nicht einmal zum Selbstschutz oder zur Selbstverteidigung benutzt werden. Es ist nicht erlaubt, solche Kräfte für physische Zwecke einzusetzen. Dies wäre ein Verbrechen. Je mehr Macht ein Mensch hat und je mehr er die spirituelle Ebene versteht, desto größer ist seine Verantwortung. Mit der Zunahme seiner Kräfte müssen wachsende Liebe und wachsendes Mitgefühl, die spontan von innen kommen müssen, Schritt halten können."

Das Geschlechtsleben der tibetischen Eremiten ist von Enthaltsamkeit geprägt. Viele von ihnen scheinen ein solches überhaupt nicht zu haben, während andere offensichtlich nur sehr, sehr selten sexuell aktiv werden, etwa so oft, wie ein Tier, das in völliger Freiheit lebt, daß heißt, etwa zwei Mal im Jahr.

Die höchste Form von kosmischer Energie, die bei großen Dichtern und Komponisten Anwendung gefunden hat, deren Werke das Ewige widerspiegeln, ist im wesentlichen dieselbe Energie, die in der Sexualität zum Tragen kommt. Ein wirklicher Heiliger setzt seine schöpferischen Energien so ein, daß sie auf schöpferische Art und Weise ihren Ausdruck finden, wodurch von ihnen zur Ausübung von Sexualität wenig oder nichts mehr übrigbleibt. Ein unechter Heiliger hingegen ist nicht in der Lage, diese Kräfte richtig zu lenken. Ist er nicht schöpferisch tätig, erliegt er, wie er es bezeichnet, der Versuchung, starken sexuellen Begierden also, die er aus Furcht und Egoismus mit allen Mitteln unterdrückt. Wahrhafte tibetische Heilige leben keusch weil sie es so wünschen und ihre Enthaltsamkeit ist natürlich und ohne jeden Zwang. Dagegen ist die „Keuschheit“ der unechten Heiligen unnatürlich und gekünstelt. Sie verhalten sich deshalb so, weil) sie hoffen, aus diesem Auftreten Kapital schlagen zu können. Mancher von ihnen sähe sich gerne auf einer Art Thron sitzen und auf den „Sünder“ zu seinen Füßen herabblicken. Es

mag ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine gewisse perverse Freude bereiten - als Belohnung für sein „keusches Dasein“.

Wie man sieht, existiert ein bedeutender Unterschied zwischen der natürlichen und zwanglosen Enthaltensamkeit eines wirklichen Eremiten und der, aus egoistischen Gründen, gewaltsam unterdrückten Sinnlichkeit eines sogenannten Heiligen.

Es gibt weit mehr unechte als echte Heilige. In manchen tibetischen Klöstern nötigt man die Mönche, raffiniert erdachte Vorrichtungen am Leib zu tragen, die diverse anatomische Bestandteile des männlichen Körpers verkrüppeln. Man will sie zur „Keuschheit“ zwingen, indem man sie der physischen Möglichkeit, ihre Sinnenfreuden auszuleben, beraubt. Solch eine Art von „Heiligkeit“ ist natürlich grotesk, doch laufen viele andere Methoden, die Heiligkeit durch Angst und Unterdrückung beschleunigen sollen, auf das Gleiche hinaus, auch wenn sie weniger brutal erscheinen.

Wie sehr sind doch Licht und Schatten miteinander verwoben und wie schwierig ist es, die Wirklichkeit hinter der Illusion der äußeren Erscheinung zu erkennen! Eine Handlung mag von äußeren Erscheinungen, wie Fasten, Enthaltensamkeit usw., begleitet werden - und dennoch kann das wichtigste an dieser Handlung, das Motiv, ein anderes sein. Sehr oft weisen eine rücksichtslose Handlung und eine heilige Handlung exakt die gleichen äußeren Begleiterscheinungen auf und trotzdem zögern viele Menschen, die sich als „spirituell“ bezeichnen, nicht, über das Tun anderer zu urteilen.

Die wahren tibetischen Weisen urteilen niemals über andere, während die falschen Heiligen keine Gelegenheit auslassen, dies zu tun. Daran läßt sich deutlich erkennen wer wirklich spirituell ist und wer nicht. Dies gilt für alle Menschen.

In einem Buch, das so oft gelesen, und dennoch so wenig Wirkung auf die kleinen Dinge unseres Alltagslebens hat, heißt es „Du sollst nicht urteilen“. Wir wissen nichts über das Wichtigste, das sich hinter der Handlung eines anderen verbirgt: über sein Motiv. Also sollten wir nicht

über ihn urteilen. Wir sollten über uns selbst urteilen. Die Motive unserer eigenen Handlungen sind uns bekannt und deshalb ist dieses Urteilen sehr notwendig und sinnvoll.

Die meisten schlechten Taten basieren auf Unwissenheit und nicht auf wirklicher Bosheit. Wenn die Welt nicht besser ist als sie ist, dann ist dies unsere eigene Schuld, weil wir ihr nicht genügend lebendige Beispiele geliefert haben.

„Ein lebendiges Beispiel ist mehr wert als seine Lehre. Wir müssen unsere eigene Lehre leben.“ Diese Aussage umschreibt mit wenigen Worten die Haltung der wahren tibetischen Eremiten. Die wahren Eremiten haben nur sehr wenige Schüler, manche von ihnen nicht einen einzigen. Die falschen Eremiten hingegen können gar nicht genug Schüler haben. Sie legen großen Wert auf kunstvolle Zeremonien und feierliche Empfänge, wann immer sie vor ihre Schüler treten. Sie lieben es, wenn ihre Würde und Autorität durch äußere Zeichen der Ehrerbietung betont wird. Die wahren Eremiten gehen spielerisch mit allem um, was unnatürlich ist. Trotzdem besitzen sie Autorität. Ihre Autorität zeichnet sich durch eine zwanglose Erhabenheit aus, die allen wirklich großen Geistern eigen ist, die es nicht kümmert, wie sie aussehen, sondern wie sie sind. Wie es manchmal heißt, ist in den Augen seines Kammerdieners niemand groß. Dieses Sprichwort muß wohl eine jämmerliche Art von Größe meinen. Je mehr man die wahren Eremiten in den kleinen Dingen ihres alltäglichen Lebens kennenlernt, desto mehr lernt man, sie zu achten.

Die Achtung, die man ihnen entgegenbringt, ist wohl verdient, wird jedoch von ihnen weder erwartet noch gefordert. Die Autorität der falschen Eremiten wird künstlich aufrechterhalten. Alles, was sie tun, haben sie sich zuvor genauestens durchdacht. Sie handeln ausschließlich berechnend.

Oft lehren sie ihre Schüler, wie man warm bleibt, wenn man in bitterkalten Nächten im Freien sitzt - natürlich sind ihre Praktiken äußerer Natur. Der Widerstand der tibetischen Eremiten gegen die Auswirkungen der Kälte ist enorm. Obwohl sie manchmal fast nackt

sind (und selbst wenn sie Kleidung tragen, dann niemals Wollkleidung), sah ich in ihren Heimen nie ein Feuer brennen. Sogar im Sommer herrschen in Tibet nachts Minustemperaturen. Häufig sitzen sie bei solchem Wetter stundenlang bewegungslos im Freien, ohne dabei den geringsten Schaden zu nehmen. Würde man sie untersuchen, man fände an ihren Körpern keinerlei Anzeichen von Erfrierungen. Warum erfrieren sie nicht? Was ist das Geheimnis ihrer ungeheuren Widerstandskraft?

Ich habe bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt oft in einem unbeheizten Zelt geschlafen und weiß aus Erfahrung, daß man unter extremer Kälte weniger leidet, wenn man entspannt ist. Hin und wieder streife ich in Lappland ohne Kopfbedeckung durch die Natur, wenn das Thermometer 20 bis 30 Grad unter 0 zeigt, ohne daß ich mir dabei Erfrierungen zuziehe.

Wer gegen die Auswirkungen von Kälte resistent werden will, muß in der Lage sein, sich völlig zu entspannen. Allerdings ist es unmöglich, diese Fähigkeit jemandem durch Übungen zu vermitteln, da ein sicherer Zustand körperlicher Entspannung, einen Zustand geistiger Entspannung voraussetzt.

Je weniger egozentrisch ein Mensch eingestellt ist, je weniger er alles in seinem Leben dem „Ich“ und dem „Nicht-Ich“ zuordnet, desto mehr entspannt er sich geistig und damit dann automatisch körperlich. Je selbstbezogener wir denken und handeln, desto höher ist die Spannung zwischen Geist und Körper. Dreht sich in unserem Leben alles um das Haben, statt um das Sein, hält uns die ständige Gier nach Besitz in einem Krampfzustand, sowohl geistig als auch körperlich.

Die wahren tibetischen Heiligen wollen nichts haben, sie wollen sein.

Wenn Sie einen herrlichen Sonnenuntergang beobachten oder einer wunderbaren musikalischen Komposition lauschen, vergessen Sie meist gänzlich, wer Sie sind und werden sich deshalb auch nichts für sich wünschen. In solchen Augenblicken erleben Sie die Glückseligkeit des Unpersönlichen. Sie wollen den Sonnenuntergang nicht haben, indem sie

ihn anderen wegnehmen, Sie wollen diese wunderbare Musik nicht besitzen, und doch fühlen Sie sich glücklich und empfinden die Seligkeit des Uneigennützigen, das keinen Lohn kennt. Das ist wahre Spiritualität. Wer einer solchen Lebensanschauung, trotz aller Härten und Widerstände des Alltagslebens dauerhaft treu sein zu vermag, lebt das Leben der wahren Heiligen, jener einfachen und wirklich menschlichen Wesen, für die Religion etwas Lebendiges ist und nicht aus Lippenbekenntnissen und Theorie besteht.

Die bewundernswerten Abwehrkräfte der wahren tibetischen Heiligen gegen die Kälte ist also eine Konsequenz einer völligen geistigen und körperlichen Entspannung, die von einer nicht egozentrischen Lebensauffassung herrührt. Doch wie steht es mit den anderen, den sogenannten Heiligen?

Sie wissen, daß die Kälte den wirklichen Heiligen nichts anhaben kann und imitieren sie, da sie wissen, daß solche Fähigkeiten gewinnbringend sind, weil man andere Menschen damit beeindrucken kann. Deshalb führen sie durch verschiedene äußere Praktiken, gekoppelt mit geistigen Übungen, einen bestimmten Zustand der Entspannung herbei. Beide Seiten erzielen dabei außergewöhnliche Ergebnisse. Beiden ist es gelungen, mit ihren Techniken die Kälte zu besiegen. Diese Techniken der falschen Heiligen, die bereits für tibetische Schüler gefährlich sind, sind erst recht für westliche Schüler gefährlich, deren Nervensystem weit eher Gefahr läuft, zerstört zu werden, als das der Tibeter. Das Nervensystem der Tibeter hat gegen die schädlichen Auswirkungen solcher Techniken zweifelsohne einen Schutzschild entwickelt, da sie in Tibet seit Generationen praktiziert werden. Ein Weißer ist somit naturbedingt benachteiligt. Darüberhinaus ist die nervliche Belastbarkeit eines Weißen infolge der hektischen Lebensweise, wie sie im Westen herrscht, ohnehin erheblich niedriger. Dem weißen Mann wäre also zu raten, sich nicht zusätzlichen gewaltigen Nervenstrapazen auszusetzen. Ich hege keinerlei Zweifel daran, daß ein egozentrischer Mensch aus dem Westen, der diese Techniken ausüben würde, sich über kurz oder lang der Selbstzerstörung preisgäbe, während es für die wenigen Nichtegozentriker wohl sowieso keinen Grund geben dürfte, sich derartige Techniken anzueignen.

Die wahren Heiligen scheinen sogar die Naturgewalten zu beherrschen. Nie würden sie jedoch ihre Kräfte öffentlich zur Schau stellen, um Skeptiker zu überzeugen oder die Neugier ihrer Mitmenschen zu befriedigen. Ich habe sogar gute Gründe, anzunehmen, daß sie diese Fähigkeiten nicht einmal zur Selbstverteidigung einsetzen würden. Obwohl sie es zudem perfekt beherrschen, die Gedanken anderer zu lesen, wovon ich mich, während meiner zahlreichen Begegnungen mit ihnen, selbst immer wieder überzeugen konnte, machen sie, und hier bin ich absolut sicher, niemals aus egoistischen Gründen davon Gebrauch. Die falschen Heiligen, hätten sie ebenfalls die Kunst des Gedankenlesens beherrscht, hätten gewiß keine Sekunde gezögert, mich den Lamas zu überstellen.

Diesen unechten Heiligen gelingt es hier und da, die Kräfte der Natur in geringem Maße zu beeinflussen, doch wirkt sich diese Manipulation in der Regel so schädlich und kräftezehrend auf sie aus, daß sie bestrebt sind, derartige Wunder nur möglichst selten zu vollbringen und wann immer sich ihnen die Möglichkeit dazu bietet, vertuschen sie ihr mangelhaftes Können durch schlaue inszenierte, aber trotz alledem billige Zaubertricks.

Zweifelsohne wird der Suchende in Tibet übernatürliche Phänomene entdecken, allerdings nur sehr, sehr vereinzelt. Bevor er auf ein echtes Wunder stößt, für das selbst die größten Skeptiker keine Erklärung mehr finden, muß er sich mit einer Unzahl an Scheinphänomenen auseinandersetzen. Wer glaubt, daß es in Tibet fliegende Lamas zuhauf gibt, irrt sich gewaltig. In der Regel muß er seine Augen wochenlang weit offen halten, bis er einen fliegenden Lama entdeckt, der dann meist so schnell entschwindet, daß ihm keine Zeit mehr bleibt, diesen einer genauen Untersuchung zu unterziehen.

Ich selbst sah nur zwei Mal einen fliegenden Lama. Die kürzeste Entfernung zwischen mir und dem lung-gom-pa betrug einmal rund 40 Meter und das andere Mal 8 bis 10 Meter. In beiden Fällen beobachtete ich genau das Gleiche. Die Arme und Beine des Lama schwingen hin und her wie ein Pendel und er bewegte sich mit ungeheurer Geschwindigkeit vorwärts. Bei dem Lama, der nur 8 bis 10 Meter von

mir entfernt war, konnte ich deutlich erkennen, daß er nicht außer Atem war. Ich hatte den Eindruck, daß er sich in einem Trancezustand befand, sein Gesicht erinnerte mich etwas an das eines der echten westlichen Trancemedien (es dürfte in Europa und Amerika insgesamt höchstens 30 gute Trancemedien geben), allerdings schien sein Trancezustand positiver und bewußter zu sein, als der unserer Medien. Bei einer sorgfältigen Untersuchung seiner Fußspuren, entdeckte ich, daß er sein Körpergewicht verringert haben mußte, konnte jedoch nicht einschätzen um wieviel. Meine Kamera war von Räubern zerstört worden, und selbst wenn ich sie hätte benutzen können, wären die Lichtverhältnisse nicht ausreichend gewesen, um eine Person zu fotografieren, die sich mit einer Geschwindigkeit von mindestens 25 Stundenkilometer fortbewegt. Bei dem zweiten fliegenden Lama wäre das Licht gut genug gewesen, aber ich war nicht der einzige Zeuge dieses Phänomens und selbst wenn meine Kamera noch brauchbar gewesen wäre, hätte ich sie unmöglich einsetzen können, ohne bei den anwesenden Tibetern Neugier und Verdacht zu erregen.

Der Verlust meiner Kamera schmerzte mich nicht, da ich aus eigener Erfahrung wußte, daß fotografisches Beweismaterial für parapsychologische Phänomene nur sehr selten von großem Wert ist. Vor vielen Jahren hatte ich einmal Gefallen daran gefunden, echte Geisterfotografien, die bei Seancen entstanden waren, zu sammeln. Ich schoß dann eine gleiche Anzahl gefälschter Aufnahmen, indem ich drei oder vier Bilder auf derselben Platte machte. Anschließend mischte ich die gefälschten Fotos mit den echten, legte sie Personen vor, die den Ruf besaßen, Experten für parapsychologische Phänomene zu sein, und bat diese, festzustellen, bei welchen Aufnahmen es sich um Originale und bei welchen es sich um Fälschungen handelte. Das Ergebnis fiel sehr kläglich aus. Viele gefälschte Bilder wurden für echt erklärt und umgekehrt!

Die Überprüfung übernatürlicher Phänomene mittels geeigneter technischer Geräte ist natürlich ein wesentlich verlässlicherer Weg, die Realität des Beobachteten nachzuweisen. Wer jedoch verkleidet reist, dem ist es unmöglich, solche Geräte anzuwenden. Ich habe über parapsychologische Phänomene in Tibet Vorträge vor Mitgliedern

verschiedener Gesellschaften für psychologische Forschung in Skandinavien, Holland, Österreich, Deutschland und anderen Ländern gehalten. Im Anschluß an meine Referate, war ich immer gerne bereit, die zahlreichen Fragen, die sich auf die winzigsten Details meiner Erfahrungen in Tibet bezogen, zu beantworten.

Hinsichtlich der Überprüfung des Materials, das derartige Erscheinungen beweisen soll, möchte ich an dieser Stelle es nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß es sogar in westlichen Ländern große Forschungseinrichtungen gibt, an denen man sich mit dieser Thematik wissenschaftlich befaßt. Die größten Geister unseres Zeitalters sind sich noch immer nicht einig darüber, ob sie dieses Beweismaterial anerkennen sollen oder nicht.

Ich persönlich neige zu der Ansicht, daß ein Mensch, der, angenommen über einen Zeitraum von 20 Jahren hinweg, seine gesamte Willensstärke und Energie aufbringt, um beispielsweise einige Zentimeter über dem Boden schweben zu können, durchaus erfolgreich sein kann, doch dürfte ihm dies aller Wahrscheinlichkeit nach teuer zu stehen kommen, da er mit einem solchen Training nach und nach sein körperliches und seelisches Gleichgewicht zerstört. Um ein solches Ergebnis zu erzielen, genügt es nicht, täglich 30 Minuten zu üben. Er muß wirklich unentwegt sämtliche Energien und seine ganze Willensstärke zum Einsatz bringen.

Erreicht ein egozentrischer Mensch schließlich sein Ziel und es gelingt ihm, die Schwerkraft aufzuheben, wird er als Strafe für seine egoistische Beschäftigung mit okkulten Dingen seine Selbstzerstörung herbeiführen.

Die tibetischen Schwarzmagier, die in der Verfolgung ihrer egoistischen Ziele durch finstere Praktiken dunkle Mächte heraufbeschwören, ängstigen die Einheimischen, wie das Weihwasser den Teufel. Die mächtigsten Schwarzmagier besitzen angeblich die Fähigkeit, einen Menschen über eine Entfernung von mehreren hundert Meter durch eine Art unsichtbaren Pfeil zu töten, der aus der gleichen Substanz bestehen soll, wie der feinstoffliche unsichtbare Körper (siehe Kapitel 7). Auch wenn dies sicherlich gewaltig übertrieben ist, scheint es außer Zweifel zu stehen, daß diese Männer, sofern sie es wollen, in der Lage sind, anderen

Menschen Schaden zuzufügen. Allerdings müssen sie bei der Auswahl ihrer Opfer sehr vorsichtig sein. Es gilt unter allen Okkultisten als Tatsache, daß ein absolut selbstloser und furchtloser Mensch durch negative Einflüsse keinen Schaden erleiden kann und daß jede feindliche Maßnahme, die gegen ihn ergriffen wird, nicht ihn, sondern den Angreifer trifft. Es ist so, als würde jemand einen Ball gegen eine Wand werfen um ihn zu zerstören, aber der Ball prallt ab, kommt zurück und trifft den Spieler mitten ins Gesicht.

Einige falsche Heilige verzeichnen sehr bescheidene Erfolge in puncto Hellsichtigkeit und Hellhörigkeit, während die wahren Eremiten diese Fähigkeiten perfekt beherrschen. Mehrfach begegnete ich falschen Heiligen, von denen keiner bemerkte, daß ich kein Tibeter war. In nur zwei oder drei Fällen schienen sie das dumpfe Gefühl zu haben, daß mit ihrem Gegenüber etwas nicht stimmte.

Der Glaube an das Vorhandensein einer menschlichen Aura, einer unsichtbaren Wolke, die unseren festen, physischen Körper umgibt, ist in Tibet weit verbreitet. Diese Aura, so heißt es, kann nur von Hellsichtigen gesehen werden. „Sehen“ ist hier jedoch nicht die richtige Bezeichnung. Der Hellsichtige fühlt die Aura. In der Regel sieht er sie nicht, sondern nimmt sie mit seinem ganzen ätherischen Körper wahr.

Es ist schwer, die Erfahrungen eines Hellsichtigen mit Worten zu schildern, die dafür geschaffen wurden, physische Dinge zu beschreiben. Wie sollte ein Sehender einem Blinden die Farben Rot, Gelb oder Blau erklären? Er hätte damit ebensolche Probleme wie ein Hellsichtiger, der einem „normalen“ Menschen etwas beschreiben soll, was diesem fremd ist.

Natürlich ist es einfach, Hellseherei generell als Unsinn abzutun. Ich halte es jedoch nicht für richtig, etwas kurzerhand abzulehnen, nur weil es nicht ins eigene Weltbild paßt. Ein Mensch, der verschiedene Hellsichtige, die einander nicht kennen und weit voneinander entfernt leben, zu Rate zieht, muß oft feststellen, daß sich die einzelnen Beschreibungen seiner Aura decken.

Es gibt nur wenige echte Hellsichtige in Tibet; dafür um so mehr falsche. Jedem höheren Lama beispielsweise, wird die Fähigkeit des Hellsehens nachgesagt und die meisten älteren Lamas versuchen, den Gläubigen weiszumachen, sie seien hellichtig um dadurch ihre Autorität zu festigen.

Wer in Tibet einem Mann begegnet, der aus geschäftlichen Gründen unbedingt ein „Wunder“ demonstrieren möchte, sollte auf der Hut sein. Es gibt Fälle, in denen „Zauberer“ offenbar nicht davor zurückschrecken, von ihren hypnotischen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, um dem Interessierten Dinge vorzugaukeln, die gar nicht existieren. Man ist daher gut beraten, wenn man bei der Beurteilung angeblicher Wunder kritisch vorgeht. Wann immer die Möglichkeit besteht, sollte man nach der Beobachtung eines Phänomens physische Spuren, und seien diese noch so unscheinbar, einer Untersuchung unterziehen. Wenn ich selbst Zeuge einer unerklärlichen Erscheinung wurde, hielt ich mich stets, sofern sich die Gelegenheit ergab, von Menschengruppen fern - natürlich nur, wenn ich dadurch keine Aufmerksamkeit erregte. Selbst wenn keine bewußte hypnotische Beeinflussung vorhanden zu sein scheint, ist es angebracht, Menschenmengen zu meiden. Man sollte in jedem Fall einen großen Bogen um sie machen, wenn man Bedenken hat, seine neutrale und objektive Haltung zu verlieren. Allerdings steht es, unter Berücksichtigung all dieser Zweifel und Ausnahmen von der Echtheit der tibetischen Phänomene, fest, daß Fähigkeiten wie Gedankenübertragung über weite Entfernungen und verschiedene andere, weniger sensationelle Erscheinungen, z.B. Psychometrie usw., tatsächlich existieren. Viele meiner Leser wird es überraschen, zu erfahren, daß sich manchmal Phänomene, die sich in einer Höhe von 3.000 Meter zeigen, in 4.000 Meter Höhe nicht mehr zeigen. Andere Phänomene können nur bei klarem Wetter erzeugt werden. Tritt ein plötzlicher Wetterwechsel ein, ist der „Zauberer“ machtlos. Zeigt dies nicht, daß derartige „Wunder“ von den allseits bekannten Naturgesetzen abhängig und damit gar nicht so wundersam sind?

Einmal erlebte ich, wie telemetrische Fähigkeiten durch regnerisches Wetter erheblich beeinträchtigt wurden. Ich hatte mehrere kleine Gegenstände in ein Tuch eingewickelt und in einen Karton gelegt. Dann

zeigte ich den verschlossenen Karton einem bekannten tibetischen Hellseher. Dieser hatte mir schon mehrmals zuvor zumindest annähernd korrekt den Inhalt des Kartons beschreiben können, ohne ihn zu öffnen. Dieses Mal befand sich der Zahn eines Tieres im Karton. Als ich ihn fragte, was er sehe, antwortete er:

„Etwas, an dem man sich verletzen kann.“

Seine Antwort war richtig, wenn auch ungenau. Viele Antworten fallen ähnlich vage aus.

Ein plötzlicher Wetterumschwung hatte ihn seiner hellseherischen Fähigkeiten beraubt, die er erst wiedergewann, nachdem es aufgehört hatte zu regnen. Selbst unter den günstigsten Bedingungen ist es nicht einfach, zu entscheiden, ob eine übernatürliche Erscheinung echt ist oder nicht. Antworten sind oft nur annähernd richtig. Hinzu kommt, daß jemand, der ein Phänomen mit feindlicher Skepsis beobachtet, alles zunichte machen kann und es geschieht überhaupt nichts. Viele Menschen urteilen über parapsychologische Phänomene wie ein Richter, dessen Urteil schon vor der Verhandlung feststeht. Für sie sind solche Erscheinungen so oder so Betrug. Ein bekannter Wissenschaftler sagte einmal zu mir: „Diese Menschen würden niemals etwas akzeptieren, was sie nicht verstehen.“ Wenn es um die Beurteilung parapsychologischer Phänomene geht, ist eine skeptische Haltung sehr gut und notwendig, aber feindliche Skepsis halte ich für mehr als übertrieben. Nicht wenige der falschen Eremiten, wie auch einige Lamas in den Klöstern, erzeugen gelegentlich Erscheinungen, die, von einigen Ausnahmen abgesehen, Schwindel sind. Vor allem bei den seltenen, scheinbar echten Phänomenen der Lamas, handelt es sich in Wirklichkeit um billige, mit ungeheurem Aufwand inszenierte, Tricks und manchmal sogar um knallharten Betrug.

Es gibt beispielsweise einen ehrwürdigen Priester, der seine Anhänger glauben macht, er könne schweben, da er in der Lage sei, das Gewicht seines ehrwürdigen Körpers zu verringern. Jeden Tag ziehen viele hundert Enthusiasten zu ihm, um Zeugen seiner grandiosen Fähigkeit sein zu dürfen. Ist es nicht großartig und erhebend, zu erleben, wie ein

heiliger Mann sich mehrere Male vom Boden erhebt um sofort wieder sanft auf ihm zu landen?

Die neugierige, in einen Zustand frommer Naivität versetzte Masse, versammelt sich vor einer sorgfältig abgeriegelten Zelle. Niemand sieht, was in ihrem Innern vorgeht, aber von Zeit zu Zeit hört man etwas - ein Geräusch, das klingt, als ob ein menschlicher Körper auf dem Boden aufsetzt. Den Tibetern genügt dies als Beweis für die Echtheit des Phänomens. Sie nehmen es für bare Münze und spenden anschließend dankbar und großzügig für den Lama und seine Schüler. Eine solch kindliche Naivität mag gepaart sein mit einem gewissen Maß an Furcht vor einem so mächtigen Mann, dem selbst die Kräfte der Natur gehorsam zu sein haben.

Westliche Menschen erheitert dies vielleicht. Doch auch sie sind nur allzu oft, befinden sie sich in der Masse, nicht kritischer als die Tibeter. Es kommt sogar vor, daß tibetische Priester keine Skrupel besitzen, ihr Einkommen aufzubessern, indem sie „Wunderschuhe“ verkaufen, die ihrem Träger angeblich die Sicherheit bieten, über Flüsse und Seen wandeln zu können, ohne dabei einzusinken. Solche Schuhe sind gewöhnliche Filzschuhe - mit einem Unterschied: sie sind sündhaft teuer. Wer sie kaufen will, hat zwei Bedingungen zu akzeptieren. Erstens: der verlangte Preis ist zu entrichten, bevor die Schuhe anprobiert werden. Zweitens: die Schuhe dürfen am Wasser nicht vor Zeugen ausprobiert werden.

Einmal, als ein Lama wieder einigen naiven Tibetern „Wunderschuhe“ schmackhaft machen wollte, bemerkte ich, daß fünf oder sechs Personen, die einige Stunden zuvor solche Schuhe beim ihm erworben hatten, auf ihn zutraten, um sich darüber zu beschweren, daß die Schuhe wertlos seien. Sie hatten versucht, über das Wasser zu laufen und waren dabei buchstäblich reingefallen.

„Rimpotsche“ (heiliger Vater), sagte einer von ihnen in Gegenwart der anderen, „Du hast mir dieses Paar Schuhe verkauft und ich habe es ausprobiert, indem ich Deine Anweisungen genauestens befolgt habe. Ich habe den verlangten Preis im voraus bezahlt und

war allein, als ich die Schuhe am Wasser anzog. Leider muß ich Dir sagen, daß sie nichts taugen. Sie funktionieren nicht, überhaupt nicht!"

Nun sollte man meinen, daß der fromme Lama über derartige Klagen, noch dazu im Beisein zahlreicher anderer Interessenten, zutiefst erstaunt war. Weit gefehlt - er zeigte sich sehr gelassen.

„Bist Du tatsächlich eingesunken, mein Freund?" fragte er sanft.

„Ja," antwortete der Tibeter, „und ich wäre fast ertrunken. Ich landete genauso schnell im Wasser, wie mit gewöhnlichen Schuhen."

Ein Raunen ging durch die Menge. Der Lama erhob seine Stimme:

„Ich werde Dir sagen, warum diese Schuhe für Dich ohne Wert sind," sagte er. „Wunderschuhe sind heilig, doch wenn sie von Sündern getragen werden, verlieren sie ihre magischen Kräfte. Ich laufe immer mit ihnen über Flüsse und Seen, wenn mich niemand sieht, und jemand, der nicht zu sehr gesündigt hat, und sich an meine Anweisungen hält und die Schuhe allein ausprobiert, muß Erfolg haben - genau wie ich."

Der Tibeter schämte sich zutiefst dafür, daß er öffentlich als Sünder gebrandmarkt worden war, während der Lama den bedauernswerten Kerl mit immer lauter werdender Stimme vor den Umstehenden wegen seines „schändlichen Lebens" niedermachte. So dauerte es nicht lange, bis der Mann, der gekommen war, um mutig sein Anliegen vorzutragen, gefolgt von seinen Kameraden, die ebenfalls ihre Unzufriedenheit äußern wollten, fluchtartig das Weite suchte. Nachdem sie alle davongelaufen waren, konnte sich der fromme Lama wieder in aller Ruhe seinen Geschäften zuwenden. Je üblere Ausmaße der Betrug in den tibetischen Klöstern annimmt, desto mehr Zulauf haben sie zu verzeichnen. Es hat den Anschein, als ob die Masse der Tibeter hinters Licht geführt werden will und daß sie durch diesen Wunsch die Scharlatane auf den Plan ruft. Vielleicht liegt hier der Grund dafür, daß

die wahrhaft Weisen es nicht vermögen, die bestehenden Verhältnisse in Tibet zu ändern.

9. Ewige Jugend

Was kann wunderbarer sein als Jugend - jugendlicher Enthusiasmus, intensives Fühlen, ekstatisches Erleben!

Ist es uns wirklich unweigerlich beschieden, all dies nach und nach hinter uns zu lassen?

Die Kunst jung zu bleiben, besteht keineswegs nur darin, unsere Lebenszeit zu verlängern. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als in Europa ganze Länder die Hälfte ihrer Bevölkerung durch Krieg, Hungersnöte und Seuchen verloren, betrug die durchschnittliche Lebenserwartung zehn Jahre. Im vergangenen Jahrhundert lag sie zwischen dreißig und vierzig Jahren. Heute beläuft sie sich auf nahezu sechzig Jahre und seriöse Wissenschaftler schließen schon für die nahe Zukunft eine durchschnittliche Lebenserwartung von achtzig Jahren nicht aus.

Doch solch ein Fortschritt ist eher Schein als Sein. Keine Statistik klärt uns darüber auf, ab wann ein Mensch beginnt, alt zu werden. Ein Mensch, der vielleicht vor 300 Jahren lebte, blieb wahrscheinlich länger jung, als unsere Zeitgenossen.

In dieser Welt der bequemen Fertigprodukte, des sogenannten intensiven Lebens, das allermeist nichts anderes beinhaltet, als die Suche nach Geschwindigkeit und Sensationen, um die eigene schreckliche innere Leere und das damit verbundene Unwohlsein vergessen zu lassen, altern Mann wie Frau viel zu schnell. Die meisten Menschen werden frühzeitig alt und desillusioniert. Auch wenn das Leben selbst ihnen nicht davonläuft, so ist es die Jugend, die sich hastig davonestiehlt. Die Tibeter begehen andere Fehler, meistens „spiritueller“ Art, infolgedessen sie ebenfalls vorzeitig altern. Die wahrhaft Weisen dagegen bleiben für immer jung. In Tibet erzählt man sich, daß manche dieser Männer 500 oder 600 Jahre alt sind, doch weiß niemand ganz genau, ob dies stimmt. Das Alter eines solchen Mannes läßt sich nicht beweisen, da er schließlich jeden Zeugen überlebt.

Einige der Eremiten, die äußerlich wie kerngesunde Mittdreißiger wirken, müssen allerdings mindestens 100 Jahre alt sein, da sehr viele alte Menschen, die in der gleichen Gegend leben, diese Männer seit 50 bis 60 Jahren kennen und behaupten, daß sie sich äußerlich überhaupt nicht verändert haben.

Worin liegt das Geheimnis ihrer unvergänglichen Jugend?

Die beste Gelegenheit, einen solchen Mann zu studieren, bot sich mir, als ich mich fünf Tage lang am Wohnsitz des Bruders einer meiner engsten tibetischen Freunde aufhielt. Beide Brüder sind Eremiten, die offenbar die Fähigkeit besitzen, den Alterungsprozeß nahezu vollständig zum Stillstand zu bringen. Einer von ihnen lebt südlich der Wüste Gobi. Es war übrigens dieser Mann, der mich mit tibetischer Kleidung versorgte und mir durch wunderbare gemeinsame Übungen dazu verhalf, meine Aussprache zu verbessern. Sein Bruder, der in Südwesttibet wohnt, war mein Gastgeber. Anders als die sogenannten Heiligen, sind diese Männer nicht der Ansicht, daß Schmutz ein Zeichen von Heiligkeit ist. Sie sind äußerlich ebenso rein wie innerlich. Ihre Kleidung ist weder vornehm noch schäbig. Einige wenige von ihnen sind außergewöhnlich groß und obwohl sie nur sehr wenig essen - bei gutem und klarem Wetter manchmal gar nichts - kann man sie keineswegs als dürr bezeichnen. Allerdings läßt sich an ihren Körpern nicht ein einziges Gramm Fett finden.

Im Heim meines Freundes herrschte eine wundervolle Atmosphäre heiterer Gelassenheit. Ich genoß seine zauberhafte und echte Gastfreundschaft. Alles war so natürlich und zwanglos, daß ich mich von Anfang an wie zuhause fühlte. Drei Tage nach meiner Ankunft hatte er noch immer so gut wie nichts gegessen und ich begann mich zu fragen, ob dies wohl der Grund für sein jugendliches Äußeres sei. Er sah aus, wie ein Mann um die Dreißig und manchmal benahm er sich wie ein Junge. Auch seine Augen waren mehr die eines Jungen, als die eines erwachsenen Mannes. Zuverlässigen Aussagen vieler älterer Menschen zufolge, die ihn seit Jahrzehnten immer wieder sehen, mußte er mindestens 90 Jahre alt sein.

Es war weder etwas Feierliches noch etwas Ehrfurchtgebietendes an ihm und eines Morgens, als wir uns während eines Körpertrainings scherzhaft herumschubsten, spürte ich mit meiner Hand, wie elastisch und geschmeidig sein Körper war. Er besaß den Körper eines Neunzehnjährigen!

Ich fragte mich wieder, ob dies damit zu tun hatte, daß er so wenig aß. Er hatte meine Gedanken gelesen und antwortete mir, ohne daß ich etwas gesagt hatte. Dabei lächelte er, sah mich mit seinen strahlenden Augen, deren Ausdruck ständig wechselte, direkt an und sagte:

„Es liegt nicht an meiner Ernährung, daß ich jung bleibe, mein Freund.“

„Warum ißt Du dann so wenig?“ fragte ich.

„Weil ich fast nie Hunger habe,“ erwiderte er.

„Höre nun gut zu,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „In dem Moment, in dem Du Dich darum bemühst, jung zu bleiben, wirst Du älter. In genau dem Augenblick, in dem Du Dich bemühst, etwas zu behalten, hast Du Angst davor, es zu verlieren. Und Angst vergiftet einen Menschen, ganz gleich, was er tut oder ißt. Es ist die Angst, die Jugend zerstört. Vergiß nicht, daß alles im Leben relativ ist und daß es keine absoluten Werte gibt. Es gibt nicht einmal gut oder böse. Nichts ist wirklich gut oder wirklich böse. Alles hängt davon ab, wie wir mit den Dingen umgehen. Es gibt keine bestimmten Techniken um jung zu bleiben. Wenn wir im Herzen alt sind, wird der Körper sofort nachziehen, egal was wir essen oder tun, um jung zu bleiben. Und was ist Jugend? Es ist das Freisein von Vorurteilen, das Freisein von gewohnten Denk- und Lebensweisen. Solange wir spontan, gütig und leidenschaftlich sind, sind wir jung.“

„Das klingt sehr einfach,“ erlaubte ich mir zu bemerken. „Die meisten Menschen würden ein Wunderelixier vorziehen.“

„Richtig,“ entgegnete er, „aber es existiert kein Elixier für ewige Jugend. Bitte nimm es mir nicht übel, wenn ich Dich auf die Realität aufmerksam mache. Gäben wir der Welt ein solches Elixier, würden wir damit alles nur verschlimmern. Viele Menschen sehen den Sinn ihres Lebens darin, anderen zu schaden.“

Ab und an tun sie etwas Gutes und verschaffen sich damit eine Entschuldigung für ihr endloses boshafte Treiben. Was geschieht mit den vielen Arbeitslosen?" fügte er hinzu, indem er mir auffällig zublinzelte, um mir deutlich zu machen, daß er mehr über den Westen wußte, als ich angenommen hatte. „Was tun wir gegen die Überbevölkerung der Welt?“ Seine Stimme klang sehr traurig. In einer Welt, in der der Mensch des Menschen Feind ist, würde eine verlängerte Lebensdauer nur zusätzliche Probleme erzeugen. Das Leben der Menschen zu verlängern, ohne ihre Herzen zu verändern, würde noch mehr Durcheinander und Elend für diese Welt bedeuten. All das Leid, das hier geschieht, findet seinen Ursprung bei dem Einzelnen, der glaubt, er könne nur dann glücklich leben, wenn er seine Mitmenschen um ihr Glück bringt. Durch bloßes Bekämpfen der Symptome dieses Problems - zu dem auch das vorzeitige Altern zählt - erreichen wir nichts. Wir treten seit Jahrhunderten gegen die Symptome des Egoismus an und trotzdem wird die Welt immer unglücklicher."

„Bist Du glücklich?" fragte ich.

Die Tränen liefen ihm über die Wangen, als er sagte:

„Nein, das bin ich nicht. Menschen wie ich fühlen sich oft entsetzlich einsam. Ich liebe andere Menschen und trotzdem weiß ich, wie unendlich wenig ich für sie tun kann. Das ist das Tragische daran. Ich kann nicht glücklich sein, bevor nicht die ganze Welt glücklich ist. Bis dies erreicht ist, liegt noch ein endlos langer Leidensweg vor uns."

Ich mußte an ein Gespräch denken, das ich einmal mit einem Theologen führte, in dem es um die Freuden des Paradieses und die Qualen der Verdammten ging. Der Gelehrte war offenbar der Ansicht, daß es besser sei, keine allzu großen Gedanken über die Hölle anzustellen, wenn man die Gewißheit hatte, selbst nicht dorthin zu kommen. Doch zurück zu meinem Eremiten.

„Ist das Leben lohnenswert?" fragte ich ihn.

„Ja“, erwiderte er. „Das Leben ist großartig. Es bietet uns immer die Wahlmöglichkeit zwischen schwindelerregenden Höhen und gähnenden Abgründen. Alles ist relativ und nichts ist sicher. Wer dies erkennt, vermag es, mit dem Herzen eines Jungen zu leben. Nur für den, der mit dem Herzen eines Jungen lebt, ist das Leben lohnenswert. Er weiß vieles und fühlt sich trotzdem nicht überlegen. Ich sehe mich nicht als ein außergewöhnliches Wesen. Ich bin nur ein bescheidener Diener der Menschheit. Ich lebe und ich liebe.“

„Was können wir für die Welt tun?“ wollte ich von ihm wissen.

„Wir können ein Licht sein für die, die im Dunkel umherirren. Doch wehe denjenigen unter ihnen, die beginnen, uns zu verehren. Wenn Menschen auf Führer warten, die sie geleiten, werden diese Führer zum größten Hindernis.“

„Aber wo können wir ansetzen, andere konkret zu beeinflussen?“

„Die meisten Menschen tragen in irgendeiner Form zu dem Leid auf dieser Welt bei, oft ohne es selbst zu wissen,“ meinte er. „Alles was ein aufrichtiger Mann tun kann, ist, jegliche Zusammenarbeit mit einem Menschen, den er für unklug hält, zu verweigern, ganz gleich, wie sich dies auf sein Leben oder seinen Besitz auswirkt.“

Plötzlich begann er wie ein frecher Pennäler zu lachen. Sein Ausbruch burschenhafter Lebendigkeit stand in krassem Gegensatz zu seinem ernsthaften Verhalten wenige Augenblicke zuvor.

„Ich muß lachen,“ sagte er, „wenn ich das Wort 'Besitz' in den Mund nehme. Schließlich besitze ich nichts. Ich habe nichts und brauche mich deshalb auch nicht davor fürchten, etwas zu verlieren.“

„Sollten wir den Menschen zur Armut raten?“ fragte ich.

„Nein. Reichtum ist nichts Schlechtes, solange man sich nicht daran festklammert.“

„Aber wäre die Ablehnung von Geld, Wohlstand und Macht nicht ein erster Schritt?“

„Nein. Dies kommt ganz von selbst, wenn man das Leben verstanden hat.“

„Was wäre dann der erste Schritt?“

„Sich selbst verstehen. Es ist viel leichter andere zu verstehen als sich selbst. Es ist tatsächlich einfacher, daß Kind eines anderen zu verstehen als das eigene. Je vorurteilsbeladener und eigennützig gesinnter man einer Person oder Situation gegenüber tritt, desto schwerer wird man sie verstehen. Was läßt sich schwieriger beurteilen, als das eigene Ich? Der Mensch muß sich seines Selbst voll bewußt werden. Er muß seine eigenen Motive hinterfragen und mit seinem Selbst gnadenlos ins Gericht gehen. Vielleicht wäre dies ein erster Impuls zur Entdeckung der eigenen Unvollkommenheiten und damit ein erster Schritt zum Verständnis. Schließlich ist es ganz einfach! Man muß lieben! Immer tiefer lieben! Und wenn die Liebe frei ist vom Gift des Egoismus, wird man sich nicht überlegen fühlen weil man über ein tieferes Verständnis verfügt. Wenn echte Liebe von tieferem Verständnis geprägt ist, wird sie frei sein von bösen Fallstricken spiritueller Überheblichkeit.“

Mein weiser Freund verrichtete alle Tätigkeiten selbst. Die Essenszeit war gekommen und er bereitete unsere Mahlzeit zu. Ich aß etwas Gerste mit getrocknetem Rettich, während sein Mahl aus zwei oder drei Teelöffeln einer Kräutermischung bestand, die ihm einer seiner Bekannten aus dem Himalaya mitgebracht hatte.

„Ich habe vor drei Monaten einen kleinen Beutel bekommen,“ sagte er. „Es ist noch viel davon übrig.“

„Nur wenige westliche Menschen gäben sich mit einer solchen Mahlzeit zufrieden," bemerkte ich.

„Ich würde ihnen auch nicht dazu raten. Der Fortschritt der Zivilisation hat viel Gutes an sich," erwiderte er, „aber die Menschen machen ein Chaos daraus. Je mehr Technik sie einsetzen, desto komplizierter wird das Leben. Am Ende haben sie dadurch nichts gewonnen. Ich habe bereits darüber nachgedacht, mich hier mit westlicher Technik auszustatten. Warum sollte ich jeden Tag eine Stunde lang damit beschäftigt sein, meine Wäsche zu waschen, wenn es eine Maschine gibt, die die gleiche Arbeit in zehn Minuten erledigt?"

„Aber warum beschaffst Du Dir dann keine?" fragte ich.

„Mit technischen Geräten würde ich hier oben zu viel Aufmerksamkeit erregen," gab er zurück, und außerdem den zunehmenden westlichen Einfluß in Tibet beschleunigen, der sich in den Gebieten, die ans Ausland angrenzen, insbesondere in einigen Teilen des Bezirks Lhasa, bereits bemerkbar macht."

„Kennst Du jemanden aus dem Bezirk Lhasa?" fragte ich ziemlich überrascht. „Ich dachte immer, daß dieser Bezirk einer der abgeschirmtesten sei."

„Mache Dir keine Gedanken darüber, woher ich meine Informationen habe," entgegnete er bedeutungsvoll. „Wenn Du in den Bezirk Lhasa kommst, kannst Du Dich persönlich davon überzeugen, ob ich recht habe. Aber Du solltest jetzt nicht dorthin gehen. Du wärest dort, trotz Deiner Verkleidung, nicht sicher, da die Einwohner dieses Bezirks schon viele Weiße gesehen haben."

„Nun, vielleicht werde ich dies bei meiner nächsten Tibetreise in fünf oder sechs Jahren nachholen."

„Schmiede nicht so rasch Pläne, mein Freund," sagte er. „Wir müssen mit großen Umwälzungen rechnen, die Deine Pläne

durchkreuzen könnten, auch wenn im Moment noch nichts endgültig feststeht. Es hängt alles davon ab, was jeder Einzelne von uns tut. Ein guter Gedanke kann zu einer Kursänderung in die richtige Richtung führen."

„Warum bist Du dagegen, daß der westliche Fortschritt auch in Tibet Fuß faßt?" wollte ich von ihm wissen.

„Der Westen macht einen schrecklichen Fehler. Er überbetont die Wichtigkeit der Materie. In diesem Teil der Welt begeht man den gleichen Fehler - nur umgekehrt. Tibet entfernt sich vom materiellen Aspekt. Mit der Einführung von Technik würden wir das Pendel in die entgegengesetzte Richtung stoßen und die Menschen unweigerlich zu Materialisten machen.

Wir brauchen eine neue Lebensanschauung - weltweit!" fuhr er mit etwas lauterer Stimme fort; es schien, als habe er mich vergessen und spräche zur gesamten Menschheit. „Der Westen trennt sich vom Geist und der Osten trennt sich von der Materie. Die wenigen Menschen im Westen, die religiös sein wollen, verhalten sich genauso, wie die Masse im Osten. Sie flüchten vor der Materie. Und die wenigen Menschen im Osten, die von dem, was sie Religion nennen, nichts mehr wissen wollen, werden zu Materialisten, die denjenigen im Westen in nichts nachstehen. Sollte es uns nicht gelingen, eine neue Lebensanschauung zu schaffen, sind sowohl der Osten als auch der Westen zum Untergang verurteilt. Wir brauchen eine neue Form der Menschlichkeit, die gleichermaßen materiell und spirituell ist. Nur wer diese übernimmt, kann wirklich menschlich sein. Niemals aber jemand, der entweder vor der Materie oder vor dem Geist die Flucht ergreift."

Er führte mich vor die Tür seines bescheidenen Domizils. Vor unseren Augen erstreckte sich eine traumhafte Landschaft. Die Luft war kristallklar. Etwa 800 Meter unter uns befand sich in einer Entfernung von ungefähr 15 Kilometer ein Bergsee. Mein tibetischer Freund deutete auf eine Insel inmitten dieses Sees und erklärte mir, daß dort Eremiten lebten, und die ansässige Bevölkerung sich verpflichtet fühle, sie mit

Nahrung zu versorgen. Den ganzen Winter hindurch, bis ins späte Frühjahr hinein, ist der See zugefroren. In dieser Zeit macht es keine Probleme, Lebensmittel übers Wasser zu transportieren. Doch wenn der Sommer kommt, beginnt das Eis zu schmelzen und tibetische Boote, die aus aufgeblasenen Tierhäuten bestehen, können nicht eingesetzt werden. In dieser Zeit riskieren die Einheimischen ihr Leben für die Eremiten, indem sie über die Oberfläche des schmelzenden Eises laufen, um den Inselbewohnern Essen zu bringen. Diese sogenannten Eremiten glauben, daß ihre Gebete von einer Insel aus mehr Wirkung zeigten, als von anderswo her. Und deshalb müssen ihnen andere, unter Einsatz ihres Lebens, gefällig sein.

„Hier hast Du ein Beispiel für Menschen, die sich von der Materie entfernen," sagte mein Freund. „Sie beten und sind gut wenn sie beten, aber sie sind nicht gut im täglichen Leben. Ist es wirklich menschlich, auf einer Insel zu sitzen, zu beten und andere dazu zu zwingen, unter Lebensgefahr übers Eis zu laufen? Hüte Dich vor denen, die sich für gute Menschen halten. Wer sich für einen guten Menschen hält, ist meist genau das Gegenteil davon."

Ich mußte an rücksichtslose Idealisten denken und an all die Kriege, die im Namen Gottes geführt wurden. Ich vergegenwärtigte mir die Tatsache, daß in den vergangenen Jahrhunderten viele verschiedene Systeme entstanden waren, die dazu dienen sollten, anderen zu helfen und sie zu bessern und daß trotz alledem die Welt noch immer ein einziges Irrenhaus zu sein scheint, das von Dummheit und schrecklichem Leid dominiert wird.

Viele von uns versuchen „gut" zu sein, doch oft sind wir es nur für ein paar Minuten und unsere Ideale und kurzzeitigen Phasen, in denen wir uns liebevoll und wohlwollend verhalten, stellen nichts anderes dar, als eine Entschuldigung für unseren heuchlerischen Egoismus, dem wir bis ans Ende unseres Lebens frönen. Viele sind nur deshalb Idealisten, weil es sich auszahlt, ein Idealist zu sein. Ein solcher Idealismus ist wertlos. Er trägt lediglich dazu bei, Symptome zu vertuschen und nimmt dadurch den Menschen die Sicht auf die tieferliegenden Ursachen unserer Probleme. Wir sollten Selbstsucht und Hinzulänglichkeiten nicht

bei anderen bekämpfen, sondern bei uns selbst. Die Welt wäre eine viel bessere und viel humanere, wenn die Menschen nur ein Zehntel der Energien, die sie dafür verschwenden, über andere durch Gedanken, Worte oder Taten zu urteilen, dazu benutzen würden, über sich selbst zu urteilen.

Anders als die meisten Tibeter, die erst dann entdecken, wie sie leben sollten, wenn sich ihr Leben dem Ende neigt, haben die echten Eremiten den Mut, ihr eigenes Leben ungehindert von Äußerlichkeiten und Vorurteilen zu leben. Sie lieben das Leben. Sie sehen das Leben als etwas Lebendiges und Dynamisches.

Sie wollen nichts haben, nicht einmal ein langes Leben oder Glück. Sie leben ohne sich selbst zu behindern oder sich von anderen behindern zu lassen. Eine solche Haltung erfordert in dieser Welt ein hohes Maß an Entschlossenheit. Sie behandeln alles mit Respekt und Liebe - auch wenn sie gelegentlich, wenn sie der Ansicht sind, daß es das Leben als Ganzes erfordert, sehr hart zu einem Menschen sein können - dazu gehört auch der eigene Körper. Sie würden ihn niemals schlecht behandeln. Sie wollen nichts und dennoch wird ihnen alles gegeben.

Eigenartigerweise scheint dieses „Nichtswollen“ gekoppelt zu sein mit einer eisernen Willenskraft, die jedoch nicht vom „Ich“ ausgeht, sondern stets vom Gesamten, das auch das „Ich“ miteinschließt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie deshalb so weise, weil sie Wissen nicht anhäufen, so wie ein Geizkragen Gold. Sie beurteilen die Dinge nicht allein mit dem Verstand, sondern mit Herz und Verstand. Wirkliche Weisheit besteht nicht im Anhäufen und Katalogisieren unzähliger Einzelheiten, sondern im Erfassen lebendiger Verbindungen. Jemand der einzelne Exemplare von Tierrassen, die nur in Tibet vorkommen, töten würde, um sie einer exakten Erforschung zu unterziehen, würde dadurch nicht weiser werden.

Hat uns unsere Zivilisation mit all ihrem Wissen und ihren ständig zunehmenden technischen Verbesserungen weise und glücklich gemacht? Sind wir durch unser enormes Wissen weiser als diese tibetischen Eremiten?

Gewiß nicht. Wir haben nur Wissen angesammelt und es mangelt uns an der Weisheit, all dieses Wissen und all diese Verbesserungen für positive und konstruktive Zwecke einzusetzen.

Selbst der durchschnittliche Tibeter, der in Gebieten lebt, in den man etwas über den Westen weiß, wünscht sich keine westliche Zivilisation für seine Heimat. „Sie schafft nur Zwietracht und Unruhe, darauf können wir verzichten," hört man oft. Sollten wir die Zivilisation abschaffen und uns auf die Bäume zurückziehen, weil wir nicht weise genug sind, sinnvoll mit ihr umzugehen? Wenn sich die Menschen in ihren Herzen ändern, wird die Zivilisation nicht länger ihren Selbstzweck verteidigen. Ist nun Zivilisation etwas Gutes oder etwas Schlechtes? Nichts ist gut oder schlecht. Alles hängt nur davon ab, wie man mit etwas umgeht.

Technisch und wissenschaftlich gesehen, hat unsere Zivilisation in den vergangenen Jahren gewaltige Sprünge gemacht. Allerdings haben sich in dieser Zeit des schnellen materiellen Fortschritts die Herzen der Menschen kaum verändert, auch wenn schon seit Jahrhunderten ständig von Liebe und Brüderlichkeit die Rede ist. Besteht tatsächlich ein Unterschied zwischen einem Menschen, der vor 2.000 Jahren in den Zirkus ging, um zu erleben, wie ein Gefangener von einem Löwen zerrissen wird, und einem modernen Menschen, der in den Zirkus geht, in der Hoffnung zu sehen, daß sich ein Akrobat das Genick bricht?

Diejenigen Tibeter, die ihren Lebensunterhalt durch den Handel mit Drogen bestreiten, versetzen ihre Klientel in den Glauben, daß, kommt man einer heiligen Person sehr nahe, allein diese Nähe zu ihr automatisch hilft und einen spirituellen Vorteil mit sich bringt.

Wahre Spiritualität kennt jedoch keine „Vorteile". Selbst das Nahesein einer kraftvollen Wesenheit führt nicht automatisch zum Fortschritt. Es setzt lediglich alles Verborgene in uns frei und das beinhaltet nicht nur unsere hellen Seiten, sondern auch andere. Kein Wunder, daß die wahren Eremiten die neugierige Menge meiden!

Die echten Weisen würden sich niemals als „Heilige“ bezeichnen. Wir sollten auf der Hut sein vor Menschen, die uns von ihrer Tugendhaftigkeit überzeugen wollen. Wer wirklich tugendhaft ist, hat es nicht nötig, dies hervorzuheben.

Nur einmal fragte ich einen tibetischen Heiligen ob er sich für tugendhaft halte. Seine Antwort bestand aus einem herzhaften Lachen! Ich bin fest überzeugt davon, daß er niemals etwas Unmoralisches getan hatte. Sein Leitprinzip hieß: Liebe oder: Was Du nicht willst, das man Dir tu', das füg' auch keinem anderen zu. Nach diesem Grundsatz richtete er sein Leben aus, wie er mir später einmal sagte. Dieser Eremit, der natürlich wußte, daß ich ein Weißer war, beantwortete mir viele entscheidende Fragen.

„Kannst Du mir sagen, was Wirklichkeit ist, hast Du sie gefunden?“ fragte ich ihn.

„Wirklichkeit, Wahrheit, Leben, Gott, Ewigkeit, allumfassende Liebe sind ein und dasselbe,“ gab er mir zur Antwort. „Wahrheit kann man nicht finden. In dem Augenblick, in dem Du Deine Wahrheit gefunden hast, ist es keine Wahrheit mehr.“ „Solange wir leben, müssen wir suchen,“ fuhr er fort. „Das Leben wäre sinnlos, wäre irgendetwas sicher. Je mehr Dich das Leben vorantreibt, desto besser. Sei niemals zufrieden, erst recht nicht mit Dir selbst.“

„Gibt es ein Leitprinzip?“ wollte ich wissen.

„Ja, das gibt es,“ sagte er, während seine Augen unendliche Liebe und Mitgefühl ausstrahlten. „Das Leitprinzip sollte LIEBE sein. Wer ihr treu ist, dem wird sie den richtigen Weg weisen“.

Wir kamen aus dem Tal hinauf, dessen Fluß ich, kurz vor unserem Zusammentreffen, mit meinem kleinen Boot überquert hatte. Nachdem er meine letzte Frage beantwortet hatte, steigerte er seine Marschgeschwindigkeit. Ich versuchte mitzuhalten. Ich kann mit einer Geschwindigkeit von fast zehn km/h laufen, ohne dabei in eine

schnellere Gangart zu verfallen. Aber der Tibeter marschierte noch schneller!

„Gibt es keine Fallen auf diesem Weg?“ fragte ich.

„Doch - es gibt eine Falle. Sie ist die Schlimmste: spirituelle Überheblichkeit. Wenn die Liebe Dein Herz einem tieferen Verständnis geöffnet hat und Du mißbrauchst diese Dir gegebene Erleuchtung, indem Du andere herablassend und geringschätzig behandelst, begehtst Du die größte Sünde an Deinem wahren Selbst.“

Wieder beschleunigte er seine Geschwindigkeit. Mittlerweile betrug sie über elf Kilometer pro Stunde und ich konnte ihm nicht mehr folgen, ohne zu rennen. Ich spürte, daß er alleine sein wollte. Tibetische nalliorpas würden sich nie darum bemühen, „höflich“ aufzutreten. Wenn sie glauben, es sei an der Zeit, ein Gespräch zu beenden, dann tun sie dies - ohne Wenn und Aber!

Ich hielt kurz an und sah ihm nach. Als ich mich einige Sekunden ein zweites Mal umdrehte, war er verschwunden. Vielleicht war dies Erlebnis das merkwürdigste auf all meinen Asienreisen. Nun war er zwar körperlich alleine, aber telepathisch stand er mit dem gesamten Universum in Verbindung. Man stelle sich einen Mann vor, der so viel Wissen besitzt, der so unermesslich weise ist, und der dennoch nicht in der Lage ist, seinen Mitgeschöpfen auf unmittelbare Weise Hilfe zu leisten. Diese Männer würden niemals versuchen, den freien Willen anderer Menschen zu beeinflussen. Das Leben hätte keinen Sinn, wären wir Marionetten, die automatisch dem Geheiß spiritueller Führer folgten und seien diese noch so weise und mächtig. Der Mensch hat die freie Wahl zwischen dem Allerbesten und dem Allerschlechtesten. Sein Schicksal liegt in seinen eigenen Händen. Darin liegt seine Größe. Eines Tages wird er sich aus eigener Kraft selbst befreien und werden wie die weisen Männer Tibets. Sie sind Wegweiser - und als solche verstehen sie sich auch. Der Mensch erschafft seine eigenen Begrenzungen. Nur er selbst kann das beseitigen, was er errichtet hat. Die Eremiten könnten

Kindern zeigen, wie sie laufen, aber würden sie sie dabei auf dem Arm tragen, würden die Kinder es niemals lernen.

Die echten Eremiten sind über Kritik erhaben. Es kümmert sie nicht, ob jemand sie lobt oder tadelt. Die Meinung anderer Menschen, die für die meisten Tibeter so wichtig ist, daß ihr gesamtes Dasein von den Gedanken und Vorurteilen der Epoche, in der sie leben, beherrscht wird, scheint auf die Weisen nicht den geringsten Einfluß zu haben.

Diese freiwillig selbstlosen Männer, die ihr uneigennütziges Verhalten niemals als tugendhaft ansehen würden, und sich dauerhaft und mühelos liebevoll und mitfühlend zeigen, haben offenbar den Tod besiegt. Sie sind „ewig“, weil sie erkannt haben, daß die Zeit als solche nicht existiert, außer in den Köpfen derjenigen, die eine Grenze zwischen dem „Ich“ und dem „Nicht-ich“ gezogen haben und alles in Bezug auf ihr kleines Selbst sehen. Da sie also „ewig“ sind, fürchten sie sich auch nicht vor dem Tod, obwohl ihr „ich“ nicht einmal irgendein persönliches Paradies kennt, in dem es sich dereinst bequem leben ließe. Allerdings sind sich die Weisen im klaren darüber, daß sie sich deutlich von anderen Wesen unterscheiden.

Sie würden nie ihre Seele aufgeben. Sie sind und bleiben starke Persönlichkeiten, deren Handlungsmotiv die Liebe zu anderen ist.

Und das ist Nirwana, wirkliches Nirwana, über das so viele falsche Vorstellungen existieren, nicht nur in westlichen Ländern, sondern auch im Osten, weil dieses wirkliche Nirwana sehr häufig mit einem unechten Nirwana verwechselt wird, das ein Phantasiegebilde der Geistlichen ist. Das falsche Nirwana verneint das Leben, während das echte Nirwana die volle Entfaltung des Lebens durch die Spiritualisierung der Materie darstellt, anstatt vor ihr davonzulaufen oder ihre Wichtigkeit zu überbetonen.

Das wirkliche Nirwana ist ein Zustand, in dem der Mensch gleichzeitig alles und nichts ist. Es ist ein Zustand jenseits des Todes und jenseits der Angst vor dem Tod. Der Austausch der grenzenlosen Selbstsucht des „Ich“ durch eine freiwillig begrenzte Selbstlosigkeit hat nichts mit

Vernichtung zu tun, es handelt sich vielmehr um einen anderen Bewußtseinszustand. Ein solches „Ich“ stellt sich freiwillig der Welt zur Verfügung und arbeitet für sie, weil es sich eins fühlt mit all ihren Freuden und Leiden und nicht weil es sich irgendeine Belohnung davon verspricht, und sei es eine noch so kleine.

Wer die volle Bedeutung des wirklichen Nirwana verstehen will, muß sich ihm mit dem Verstand und dem Herzen nähern. Es läßt sich nicht sezieren wie eine tote Blume, das wirkliche Nirwana ist eine lebendige Realität.

Auch im Neuen Testament finden wir einen Hinweis auf das wirkliche Nirwana. „Das Königreich des Himmels ist nicht hier oder dort. Es ist in Euch.“ Der wirkliche Himmel ist nichts anderes als die vollständige Auflösung der Ichbezogenheit.

Die weisen Männer Tibets betrachten sich weder als Buddhisten noch als Nachfolger oder Stellvertreter Buddhas. Sie sind vergleichbar mit den sehr wenigen wirklichen Christen, die den Geist der Bibel kontinuierlich in den kleinen Dingen ihres Alltags leben.

Buddha brachte ein großes und strahlendes Licht. Indem sie den Menschen ein kleines „Ersatzlicht“ geben, machen seine selbsternannten Vertreter die Ziele des lebendigen Buddha gänzlich zunichte. Gäbe es all diese falschen Lichter nicht und es herrschte tiefste spirituelle Dunkelheit, würden die Menschen vorwärts streben und nach dem echten Licht suchen, das überall wie selbstverständlich und hell erstrahlt - wir müssen ihm nur unsere Herzen und unseren Verstand öffnen.

Es besteht ein riesiger Unterschied zwischen der Mehrheit der sogenannten Buddhisten, die eine vollkommen verkehrte Vorstellung vom Nirwana haben, die sie mehr und mehr dazu verleitet, sich von der Materie zu entfernen, und den wenigen weisen Tibetern, die hier auf der Erde in einem Zustand des wirklichen Nirwana sind. Letztere haben den Geist in der Materie vollständig erkannt. Für sie ist Religion etwas Konstruktives und Lebendiges und kein Mittel zur Unterdrückung und Verdummung ihrer Mitmenschen.

Der dogmatische Buddhismus ist eine bewußte Verzerrung des Geistes des lebendigen Buddha. Sollte dies für immer so sein oder wird man eines Tages in Tibet doch erkennen, was wirkliche Spiritualität ist?

Asien steht am Scheideweg. Die gesamte Menschheit steht am Scheideweg. Diese Welt braucht eine neue Lebensanschauung, wenn sie nicht zugrunde gehen will.

„Der Mensch hat die Wahl zwischen schwindelerregenden Höhen und unendlich tiefen Abgründen.“ Das waren die Worte eines der tibetischen Weisen. Dies gilt nicht nur für den Einzelnen sondern für die ganze Menschheit.

Es kündigt sich ein neues Zeitalter an. Es steht nahe bevor. Wird es besser sein, wird es schmerzhafter sein als das gegenwärtige? Der Absturz kann nur wenige Meter vor dem Gipfel erfolgen. Ein jeder von uns trägt in gewissem Maße zur Entwicklung der Ereignisse bei. Dieser Verantwortung sollten wir uns bewußt sein.

Die weisen Männer Tibets beobachten was geschieht, doch sehen sie sich, wie sie selbst sagen, nur als Wegweiser. Sie greifen nicht in den freien Willen eines Individuums ein, da der Mensch die Freiheit besitzt, zwischen strahlendem Licht oder tiefster Finsternis zu wählen. Darin liegt seine wahre Größe. Je mehr wir spirituell lernen, desto größer ist unsere Verantwortung. Es existiert ein Funke selbstloser Liebe mitten im verborgensten Winkel unseres Herzens. Er sorgt für die Eintracht mit unserer Seele, unserem inneren Selbst. Wenn diese Seele es ist, die uns führt, wenn Liebe ohne Gedanken an einen spirituellen Lohn zum Leitprinzip unseres Lebens wird, wird jede Zunahme an Wissen und Kraft automatisch durch eine entsprechende Zunahme an Verantwortungsbewußtsein und Demut ausgeglichen.

Dies war für mich die wichtigste Erkenntnis, die ich während meiner Erforschung des spirituellen Lebens in Tibet gewann.